

# Frühe Neuzeit

Band 105

Studien und Dokumente zur deutschen Literatur  
und Kultur im europäischen Kontext

In Verbindung mit der Forschungsstelle  
„Literatur der Frühen Neuzeit“  
an der Universität Osnabrück

Herausgegeben von  
Achim Aurnhammer, Klaus Garber, Wilhelm Kühlmann,  
Jan-Dirk Müller und Friedrich Vollhardt



Gideon Stiening

# Epistolare Subjektivität

Das Erzählsystem in Friedrich Hölderlins Briefroman  
»Hyperion oder der Eremit in Griechenland«

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2005



*Für Bettina*

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-36605-2      ISSN 0934-5531

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2005

Ein Unternehmen der K. G. Sauer Verlag GmbH, München

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Johanna Boy, Brennbach

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Einband: Norbert Klotz, Jettingen-Scheppach

## Vorwort

Eben das scheint mir die Sache des Geschmacks zu seyn,  
daß er die unwillkürliche Sensation, die man bei einem  
Kunstgegenstande erfährt, hinterher untersucht und bestätigt  
oder für zufällig erklärt und verwirft.

*Hölderlin an Neuffer im Oktober 1795*

Nun hat er mich einige Jahre beschäftigt, dieser Roman, Jahre, in denen sich meine philosophischen und literaturwissenschaftlichen Kenntnisse und Positionen merklich veränderten und mit ihnen meine Analyse, Interpretation und Bewertung des *Hyperion*. Nicht immer gelang es mir in dieser Zeit, jene urteilskonstitutive Distanz zu diesem Text und seinem Autor zu wahren, die Hölderlin als Voraussetzung der »Sache des Geschmacks« zu Recht bezeichnete. Ob dabei die »unwillkürliche«, aber auch – weil aus dem interpretierenden Geschäft erwachsende – willkürliche »Sensation«, die Faszination und Abneigung, das Unverständnis und die Zustimmung sich in die saure Arbeit des Begriffs kristallisierte, müssen die folgenden Seiten entscheiden. Entgegen dem Gros der Hölderlin-Forschung kann ich weder seiner philosophischen Konzeption zustimmen, noch seinem gesellschaftspolitischen Verständnis Angemessenes, gar Aktuelles abgewinnen. Was dennoch bleibt, ist Hölderlins Insistenz auf die lebensunmittelbare Funktion und Bedeutung des – sei es philosophischen, sei es poetischen – Gedankens.

Wissenschaftliche Reflexion – so einsam sie in der Textproduktion sich realisiert, so eigenständig sie zu erscheinen begehrt – konstituiert sich stets im kritischen Dialog. Die Erinnerung an die vielfältigen Anregungen und Gespräche verdichtet sich im Dank. Dieser gilt zunächst Prof. Dr. Burghard Dedner (Marburg), unter dessen kritischer Anleitung die Studie entstand, sowie Prof. Dr. Barbara Bauer (Bern), die die mir oft notwendig erscheinenden Umwege zu Hölderlin geduldig förderte. Bei meinen akademischen Lehrern in der Philosophie, Prof. Dr. Burkhard Tuschling (Marburg) und Prof. Dr. Reinhard Brandt (Marburg), habe ich gelernt, daß nicht nur in Sachen Hölderlin ohne Kant eigentlich Alles Nichts ist. Den Seminaren und Gesprächen mit Frau Prof. Dr. Edith Düsing (Köln) verdankte ein näheres Verständnis der Philosophie Fichtes. Ein besonderer Dank gilt darüber hinaus Prof. Dr. Friedrich Vollhardt (München).

Dr. Klaus-Gert Lutterbeck (Greifswald), Dr. Robert André (Hamburg), Dr. Udo Roth (München), Dr. Anja Schonlau (Düsseldorf) und Rolf Stiening haben Teile des Manuskripts kritisch gelesen und mit ihren Anmerkungen und Hinweisen einen erheblichen Anteil an seiner jetzigen Gestalt.

## VI

Die Studienstiftung des deutschen Volkes ermöglichte mit einem Promotionsstipendium die von materieller Sorge befreite, und so einzig mögliche wissenschaftliche Arbeit. Darüber hinaus möchte ich ganz ausdrücklich den Herausgebern der »Frühen Neuzeit« für die Aufnahme des Bandes in ihre Reihe danken. Meinen Eltern, Hille und Rolf Stiening, danke ich für ihre Geduld und ihre Unterstützung. Gewidmet ist die Arbeit Bettina Dittert, die mich und »meinen« *Hyperion* über die Jahre ertrug.

# Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Vorwort .....  | V   |
| Einleitung: <i>Hyperion</i> und die Tradition des europäischen Briefromans<br>im 18. Jahrhundert ..... | 1   |
| Gellert und die Reform des Privatbriefes .....   | 5   |
| Zur historischen Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert.....  | 21  |
| Hölderlins Briefroman und die »Tendenzen des Zeitalters« .....   | 34  |
| Exkurs: Zur Editionsproblematik .....  | 43  |
| <br>   |     |
| TEIL A: DIE VORFASSUNGEN (1792–1796) .....   | 45  |
| <br>   |     |
| <i>Kapitel I:</i> Epistolarer Enthusiasmus der Freiheit  |     |
| Tübinger und Waltershauser Fassungen (1792–1794).....  | 48  |
| I.1.    Das <i>Tübinger Fragment</i> : »Ich schlummerte meinen Kallias...«<br>(1792/93).....           | 48  |
| I.2.    Das <i>Fragment von Hyperion</i> (1794) .....  | 60  |
| I.2.1.    Autorebene .....   | 62  |
| I.2.2.    Schreibergegenwart .....   | 84  |
| Exkurs: Spinoza oder Kant?.....  | 97  |
| I.2.3.    »Motive und Umstände« durch erzählte Vergangenheit .....                                     | 103 |
| <br>   |     |
| <i>Kapitel II:</i> Autobiographische Flucht vor der »Hülfe der Natur«                                  |     |
| Jenaer Fassungen (1794/95).....  | 124 |
| II.1. <i>Metrische Fassung</i> (1795) .....  | 128 |
| II.1.1.    Kritik der jugendlichen »Tyrannis gegen die Natur« .....                                    | 131 |
| II.1.2.    Das System des »weisen Mannes«: »Einigkeit« und<br>»Stärkung der Natur« .....               | 134 |
| II.1.3.    Zur Kritik jugendlicher »Fantasien« .....   | 160 |
| II.2. <i>Hyperions Jugend</i> (1795).....  | 164 |
| II.2.1.    Das System des »weisen Mannes« (Kap. 1 und 2).....  | 169 |
| II.2.2.    Die Verpflichtung des Lehrers und die Wüste finsterer<br>Einsamkeit (Kap. 3 und 4).....     | 185 |

## VIII

|  |   |     |
|--|---|-----|
| II.2.3.  | Unendliche ›Verirrungen der Liebe‹ (Kap. 5 und 6) . . . . .   | 198 |
| II.2.4.  | Der Erzähler der Jugendgeschichte . . . . .   | 212 |
| <i>Kapitel III: »Seyn« und Brief:</i>  |   |     |
|  | Der neue Briefroman der <i>Vorletzten Fassung</i> (1795/96) . . . . .                               | 219 |
| III.1.   | Erzählte Vergangenheit . . . . .  | 222 |
| III.2.   | Schreibegegenwart . . . . .   | 241 |
| III.3.   | Autorebene . . . . .  | 248 |
| TEIL B: DAS ERZÄHLSYSTEM DER ENDFASSUNG (1796–1798) . . . . . 265            |   |     |
| <i>Kapitel IV: Das Ende als Anfang oder Intellektuale Anschauung</i>         |   |     |
|  | bei Schelling und Hölderlin . . . . .   | 270 |
| IV.1.  | Die Naturvision . . . . .   | 273 |
| IV.2.  | Entwicklung des philosophischen Theorems der ›intellektualen<br>Anschauung‹ bei Hölderlin . . . . . | 281 |
| IV.3.  | Schellings Konzept der ›intellektualen Anschauung‹ . . . . .  | 289 |
| IV.4.  | Die Naturvision Hyperions als ›intellektuale Anschauung<br>des absoluten Objekts‹ . . . . .         | 294 |
| <i>Kapitel V: Stationen eines in Briefen erinnerten Lebens . . . . . 296</i> |   |     |
| V.1.   | Von der »Unheilbarkeit des Jahrhunderts« . . . . .  | 297 |
| V.1.1.   | Ambivalenzen der Erziehung: Der väterliche Freund Adamas . . . . .                                  | 297 |
| V.1.2.   | »Boten der Nemesis«: Perspektiven einer Freundschaft . . . . .                                      | 307 |
| V.2.   | Vorläufige Vermittlungen von Ideal und Wirklichkeit . . . . .                                       | 321 |
| V.2.1.   | Diotima . . . . .   | 321 |
| V.2.2.   | Zwischen »Schönheit« und »Schiffbruch«:<br>Das Athenerlebnis . . . . .                              | 338 |
| V.3.   | »Es werde von Grund aus anders«: Der Aufstand gegen die<br>türkische Fremdherrschaft . . . . .      | 362 |
| V.3.1.   | Abschied von der »Priesterin des Schönen« . . . . .   | 363 |
| V.3.2.   | »Der Vulkan bricht los« . . . . .   | 369 |
| V.3.3.   | »Ich bin auch selbst ganz anders, wie sonst.«<br>Diotimas Antwortschreiben . . . . .                | 379 |
| V.4.   | Dimensionen des Scheiterns . . . . .  | 381 |
| V.4.1.   | Mittelmäßige Hoffnungen . . . . .   | 381 |

|  |  |     |
|--|--|-----|
| V.4.2.   | Das erste »Opfer«: Alabandas Abreise .....                                 | 387 |
| V.4.3.   | Das zweite »Opfer« und die Flucht vor sich selbst. ....                    | 393 |
| <i>Kapitel VI: Formen und Stufen epistolarer Erinnerung.</i> .....   |  | 409 |
| VI.1.  | Das ἔν καὶ πᾶν und das Ich .....   | 410 |
| VI.2.  | Bewußtlose Erinnerung .....  | 422 |
| VI.2.1.  | Der Zwang zur Unterbrechung des Erzählens. ....                            | 424 |
| VI.2.2.  | Lächelnde Mnemosyne. ....  | 432 |
| VI.3.  | Schmerzliche Erinnerung .....  | 438 |
| VI.3.1.  | Eine »Festzeit« des Erzählens .....  | 439 |
| VI.3.2.  | Augenblickliche Rettung durch eine »Metaphysik<br>des Augenblicks«. ....   | 441 |
| VI.3.3.  | Das »Buch der Unruhe« als Wendung zur reflektierten<br>Erinnerung .....    | 446 |
| VI.3.4.  | Gefahren eines weiteren »Schiffbruchs«. ....                               | 451 |
| VI.4.  | Gelingende Erinnerung. ....  | 454 |
| VI.4.1.  | »Kolossalische Gestalten« .....  | 454 |
| VI.4.2.  | Erinnerung als aussöhnender »Geist«? .....                                 | 458 |
| VI.4.3.  | Mittelbare Authentizität .....   | 460 |
| VI.5.  | Praktische Folgen der Erinnerung .....                                     | 462 |
| VI.5.1.  | »Ästhetische Theodizee«? – Reaktionen auf Diotimas<br>Abschiedsbrief ..... | 462 |
| VI.5.2.  | »Ein neuer Tag«? – Der Brief über die Deutschen .....                      | 472 |
| Schluß: Hölderlins <i>Hyperion</i> als europäischer Briefroman ..... |  | 487 |
| Literaturverzeichnis .....   |  | 493 |
| Namensregister .....   |  | 517 |

Jetzt hab' ich wieder zu Kant meine Zuflucht genommen,  
wie immer, wenn ich mich nicht leiden kan.

*Hölderlin an Neuffer, Anfang Dezember 1795*

## Einleitung: *Hyperion* und die Tradition des europäischen Briefromans im 18. Jahrhundert

Der Brief war ihm darum so gemäß, weil er vorweg zur vermittelten, objektivierten Unmittelbarkeit ermutigt. Briefe schreiben fingiert Lebendiges im Medium des erstarrten Worts. Im Brief vermag man die Abgeschlossenheit zu verleugnen und gleichwohl der Ferne, Abgeschiedene zu bleiben.

*Theodor W. Adorno, Benjamin, der Briefschreiber*

Friedrich Hölderlin hat nur einen einzigen Roman geschrieben. Nach langem Zögern durch vielfältige Varianten hindurch gestaltete er dessen publizierte Endfassung in der Form des Briefromans. *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland* steht somit in der »langen Tradition der Briefromane«,<sup>1</sup> die im 18. Jahrhundert eine »Blütezeit« erlebte, und zwar in quantitativer Hinsicht<sup>2</sup> sowie in bezug auf die qualitativ literar- und kulturhistorische Bedeutung, weil »nahezu alle großen Romane, in denen das Jahrhundert seine Empfindungen und Stimmungen wider-spiegelte, als Briefromane konzipiert«<sup>3</sup> wurden.

Allerdings bereitet die an sich triviale Tatsache, daß der *Hyperion* sich des epistolaren Erzählsystems<sup>4</sup> bediente, sowohl innerhalb der Forschungen zur Geschichte und Theorie des europäischen Briefromans als auch im Rahmen

---

<sup>1</sup> So Friedrich Strack im Diskussionsbeitrag zu Dennis F. Mahoney: Hölderlins ›Hyperion‹ und der Bildungsroman. Zur Umbildung eines Begriffs. In: *Verlorene Klassik. Ein Symposium*. Hg. von Wolfgang Wittkowski. Tübingen 1986, S. 224–236, S. 235.

<sup>2</sup> Die Zahlen schwanken, da nach Gert Mattenklott (Briefroman. In: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Hg. von Horst Albert Glaser. Hamburg 1980, Bd. 4, S. 185–203, hier, S. 187) zwischen 1740 und 1840 800 Briefromane in der Weltliteratur gezählt worden seien, darunter 700 bis zum Jahre 1800, nach Reinhard M. G. Nickisch (Brief. Stuttgart 1991, S. 187) jedoch zwischen 1740 und 1820 in Europa schon mehr als 1000 dieser Romane in Briefen publiziert wurden. Obwohl beide Quantitätsangaben eines präziseren empirischen Nachweises bedürften, weist die Dimension doch schon auf die historische Bedeutung des Briefromans für das 18. Jahrhundert hin.

<sup>3</sup> So Norbert Miller: *Der empfindsame Erzähler. Untersuchungen an Romananfängen des 18. Jahrhunderts*. München 1968, S. 143, ähnlich Nickisch, S. 187.

<sup>4</sup> Zu dieser narrativen Kategorie vgl. Jürgen H. Petersen: *Erzählssysteme. Eine Poetik epischer Texte*. Stuttgart/Weimar 1993. Ich übernehme allerdings nur den Terminus von Petersen, bestimme ihn begrifflich jedoch anders; vgl. hierzu meine Ausführungen auf S. 38f.

der *Hyperion*-Interpretationen der Hölderlin-Forschung nach wie vor erhebliche Schwierigkeiten. Auf der einen Seite findet nämlich in den literarhistorischen Abhandlungen zum Briefroman des 18. und frühen 19. Jahrhunderts Hölderlins Roman entweder überhaupt keine Erwähnung, so bei Miller, Vosskamp, Altman oder Moravetz,<sup>5</sup> oder der *Hyperion* wird aus dieser Gattung und ihrer Geschichte explizit ausgeschlossen:

Von Hölderlins *Hyperion* (1797–99), der äußeren Form nach ein Briefroman und in manchen Assoziationen von Stoff und Motiven sich an dessen Geschichte erinnernd, kann sinnvoll in unserem Zusammenhang nicht mehr die Rede sein [...], ist diese Elegie in Prosa nur im Rahmen der geschichts-philosophischen Ästhetik des Dichters angemessen zu verstehen.<sup>6</sup>

Ist es bei den einen die geschichtsphilosophische Ästhetik Hölderlins, die den Grund für die angebliche Äußerlichkeit der Form des Romans ausmacht, so bei anderen die fehlende »soziale Funktion« des Briefes im *Hyperion*:

*Hyperion* ist im strengen Sinne kein Roman und kein Briefroman, sondern eine Summe von Tagebuch-Ergüssen und lyrischen Monologen.<sup>7</sup>

Warum aber ein geschichtsphilosophisch-ästhetischer Inhalt die Briefromanform zur äußerlichen macht und ob tatsächlich Hyperions Briefe des kommunikativen Aspekts dieser Gattung vollständig entbehren, wird nicht eingehend begründet.

Auf der anderen Seite tat sich die *Hyperion*-Forschung lange Zeit schwer, überhaupt die epistolare Erzählsystematik des Romans zu untersuchen.<sup>8</sup> Seit der

<sup>5</sup> Einzige Ausnahmen bilden Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. 3 Bde. Stuttgart 1971ff., hier Bd. II, S. 998, Nickisch, S. 187 und Christiane Arndt: *Antiker und neuzeitlicher Briefroman. Ein gattungstypologischer Vergleich*. In: *Der griechische Briefroman. Gattungstypologie und Textanalyse*. Hg. von Niklas Holzberg. Tübingen 1994, S. 53–83, hier S. 54, die sich allerdings mit einer rein äußerlichen Auflistung begnügen. Auch die vielfältigen und durch produktive Ergebnisse ausgezeichneten Publikationen, die aus dem Berliner Forschungsprojekt »Der Brief als kommunikatives und literarisches Medium« (vgl. dazu »Die Frau im Dialog«. *Studien zur Theorie und Geschichte des Briefes*. Hg. von Anita Runge u. Lieselotte Steinbrügge Stuttgart 1991, S. 10) hervorgingen, haben trotz neuer Erkenntnisse zur Geschichte und Theorie des Briefromans Hölderlins »Hyperion« offenbar nicht wahrgenommen.

<sup>6</sup> Mattenklott, S. 348.

<sup>7</sup> Hans Rudolf Picard: *Die Illusion der Wirklichkeit im Briefroman des 18. Jahrhunderts*. Heidelberg 1971, S. 23.

<sup>8</sup> Ausnahmen bilden hier die Arbeiten von Peter Howard Gaskill: *Hölderlin's Hyperion*. Durham 1984, Helmut Hühn: *Mnemosyne. Zeit und Erinnerung in Hölderlins Denken*. Stuttgart/Weimar 1997, die allerdings zu einer falschen Typusbestimmung der Endfassung gelangt, vgl. dazu meine Ausführungen auf S. 30; Gerhard Kurz: *Die Schönheit, der Geist und die stumme Fels. Überlegungen zu einer Passage von Hölderlins Roman »Hyperion«*. In: *Resonanzen Festschrift für Hans Joachim Kreutzer zum 65. Geburtstag*. Hg. von Sabine Doering, Waltraud Maierhofer u. Peter Philipp Riedl. Würzburg 2000, S. 211–227, spez. S. 211f. sowie Hölderlin und der Deutsche Idealismus. *Dokumente und Kommentare zu Hölderlins philosophischer Entwicklung und den philosophisch-kulturellen Kontexten seiner Zeit*. 4 Bde. Hg. von Christoph Jamme u. Frank Völkel. Stuttgart-Bad Cannstatt 2003, Bd. II, S. 396 und Katharina Jeorgakopoulos: *Die Aufgabe der Poesie. Präsenz der Stimme in Hölderlins Figur der Diotima*. Würzburg 2003, S. 16ff., die es allerdings bei einer weitge-

epochemachenden Arbeit von Lawrence Ryan<sup>9</sup> war es gar möglich, die Briefromanform zum nebensächlichen Aspekt deshalb zu erklären, weil die innerfiktionale zeitliche Trennung zwischen dem schreibenden Eremiten und dem erlebenden Hyperion die Reflexion bzw. Erinnerung des Protagonisten ins Zentrum rücke, ja zum eigentlichen Handlungselement des Romans mache. Da der Briefroman »seinem Wesen nach« aber Ausdruck »potenzierter Emotionalität«,<sup>10</sup> »Fiktion unmittelbarer Subjektivität«,<sup>11</sup> mithin Ausdruck der »Sprache des Herzens« sei, habe Hölderlin im *Hyperion* die Grenzen der Gattung gesprengt. Zwar wird bisweilen konzediert, Hölderlin habe mit seinem Roman die Form des Briefromans weiterentwickelt;<sup>12</sup> bei genauerer Betrachtung bedeutet dies aber zumeist, daß aufgrund der zentralen Stellung der erinnernden Reflexion des erzählenden Eremiten die epistolare Struktur zum kontingenten Moment herabgestimmt wird,<sup>13</sup> da derart »epische Totalerinnerung«<sup>14</sup> auch diejenigen Vorstufen des Romans, die

---

hend äußerlichen Benennung lassen, sowie die ausführliche, allerdings hinter die Standards der Brief- und Briefromanforschung zurückfallende, leicht illuminierte Arbeit von Edgar Pankow: *Brieflichkeit. Revolutionen eines Sprachbildes*. München 2002, spez. S. 83–117 [Briefliches Geschick. Friedrich Hölderlins ›Hyperion‹].

- <sup>9</sup> Lawrence Ryan: *Hölderlins ›Hyperion‹. Exzentrische Bahn und Dichterberuf*. Stuttgart 1965.
- <sup>10</sup> Manfred Engel: *Der Roman der Goethezeit*. Bd. 1: *Anfänge in Klassik und Frühromantik*. Stuttgart/Weimar 1993, S. 194ff.
- <sup>11</sup> Stefan Wackwitz: *Friedrich Hölderlin*. Stuttgart 21997, S. 76.
- <sup>12</sup> So Brigitte Haberer: *Sprechen, Schweigen, Schauen. Rede und Blick in Hölderlins ›Der Tod des Empedokles‹ und ›Hyperion‹*. Bonn 1991, S. 179–185 und Ulrich Gaier: *Hölderlin. Eine Einführung*. Tübingen/Basel 1993, S. 113–115.
- <sup>13</sup> Dies gilt zum einen für Haberer, die zwar die Thematisierung des Schweigens zum zentralen Gehalt des Romans erhebt, zugleich doch übersieht, daß die Form des Briefes selbst das Schweigen unmöglich macht. Vgl. dazu die präzise Bestimmung bei Hannelore Schläffer: *Glück und Ende des privaten Briefes*. In: *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*. Hg. von Klaus Beyer u. Hans-Christian Täubrich. Frankfurt a.M. 1996, S. 34–45, hier S. 45: »Im Unterschied zur mündlichen Kommunikation kann man im Brief weder zuviel reden, noch schweigen«. Auch für Gaier ((1993), S. 114, S. 203ff. u.ö.) muß die Briefromanform zur äußerlichen werden, weil er die therapeutische Funktion der Heilung des Schreibers durch die erzählende Arbeit an der Trauer und Erinnerung in den Mittelpunkt der epistolaren Reflexionen Hyperions stellt. Diese therapeutische Funktion ist aber auch in der Form des Tagebuchs möglich. Vgl. dazu auch Margarethe Wegenast: *Hölderlins Spinoza-Rezeption und ihre Bedeutung für die Konzeption des ›Hyperion‹*. Tübingen 1990, Manfred Engel: *Die Rehabilitierung des Schwärmers. Theorie und Darstellung des Schwärmers in Spätaufklärung und früher Goethezeit*. In: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Hg. von Hans Jürgens Schings. Stuttgart/Weimar 1994, S. 469–498, bei dem Erzählen als Therapie in der Tradition der medizinisch-anthropologischen Debatte um den Schwärmer in der Spätaufklärung firmiert, sowie Ernst-Richard Schwinge: »Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter?« Beobachtungen zu Hölderlins ›Hyperion‹. In: *Aufklärungen: Zur Literaturgeschichte der Moderne*. Festschrift für Klaus-Detlef Müller zum 65. Geburtstag. Hg. von Werner Frick, Susanne Konfort-Hein, Marion Schmaus u. Michael Voges. Tübingen 2003, S. 187–201, spez. S. 194.
- <sup>14</sup> Helmut Bachmaier: *Hölderlins Erinnerungsbegriff in der Homburger Zeit*. In: *Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. Studien zum Freundeskreis um Hegel und Hölderlin*. Hg. von Christoph Jamme u. Otto Pöggeler. Stuttgart 1981, S. 131–160, hier S. 144; Helmut Hühn, S. 24–67.

*Metrische Fassung* und *Hyperions Jugend*,<sup>15</sup> bestimmt, in denen Hölderlin die Briefromanform verließ. Konsequenterweise sieht daher die Studie von Manfred Engel in der poetischen Konstruktion der »Reflexivität einer verselbständigten Erzählebene« die »Lizenzen des Briefromans«<sup>16</sup> überschritten. Diese den Ryanschen Ergebnissen verpflichtete Annahme führte – unter Abstraktion von den konkret narrativen Strukturen – zu einer kontroversen Debatte hinsichtlich der Frage, ob der *Hyperion* nun ein klassischer Bildungsroman,<sup>17</sup> ein der Spätaufklärung,<sup>18</sup> der Romantik<sup>19</sup> oder dem Umfeld des Deutschen Idealismus zuzurechnender Roman sei.<sup>20</sup> Deren Ergebnisse, die den *Hyperion* als »Transzendentalroman« zur Umsetzung »idealistischer Philosopheme in ästhetische Erfahrung«<sup>21</sup> erfassen, gelten als kanonisch. Zu diesen romantheoretischen und damit auch narrativen Dimensionen der *Hyperion*-Forschung sei daher – wie eine jüngere Studie meint – »wohl strukturell nichts Neues mehr zu sagen«.<sup>22</sup> Dies aber läßt sich füglich bestreiten.

<sup>15</sup> Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Michael Knaupp. 3 Bde, München 1992/4. Im folgenden wird zumeist nach dieser Ausgabe zitiert (MHA, Band, Seiten- und Zeilenzahl). Zur Begründung für diese Entscheidung siehe weiter unten (S. 43f.). In Ausnahmen, vor allem in Fällen signifikant bzw. inhaltlich relevant abweichender Textkonstitutionen wird nach der STA, FHA bzw. der DKA zitiert. Die publizierte Endfassung des Romans wird allerdings nach der Originalpaginierung zitiert (Band, Seitenzahl).

<sup>16</sup> Engel (1993), S. 379.

<sup>17</sup> So schon Wilhelm Dilthey: *Das Erlebnis und die Dichtung*. Leipzig <sup>4</sup>1991, S. 322ff. der seine einflußreiche Theorie des Bildungsromans an Hölderlins Roman entfaltete; vgl. auch Mahoney.

<sup>18</sup> Gerhard Kurz: Hölderlins Roman »Hyperion« oder »Der Eremit in Griechenland«. In: Bad Homburger Hölderlin-Vorträge 1986/87, S. 26–35, spez. S. 32.

<sup>19</sup> So Lawrence Ryan: Hölderlins »Hyperion«: Ein romantischer Roman? In: Über Hölderlin. Aufsätze von Theodor W. Adorno u.a. Hg. von Jochen Schmidt. Frankfurt a.M. 1970, S. 175–212; Gerhart Mayer: Hölderlins »Hyperion« – ein frühromantischer Bildungsroman. In: HJb 19/20 (1975–1977), S. 244–257; Stefanie Roth: Friedrich Hölderlin und die deutsche Frühromantik. Stuttgart 1991 sowie insbesondere die Arbeiten von Manfred Frank: Einführung in die frühromantische Ästhetik. Vorlesungen. Frankfurt a.M. 1989; ders.: »Unendliche Annäherung«. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt a.M. 1998; und Jamme (2003), Bd. II, S. 403–448.

<sup>20</sup> Schon Wolfgang Binder (Hölderlin im Zeitalter des Idealismus. In: ders.: Hölderlin-Aufsätze. Frankfurt a.M. 1970, S. 9–26, hier S. 15ff.) sprach von einem »poetischen Analogon der werdenden idealistischen Philosophie«, eine Position, die sich zur Zeit offenbar durchgesetzt hat, vgl. auch Dieter Henrich: *Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794–1795)*. Stuttgart 1992, S. 189ff.; DKA II, S. 942, wo es gar heißt, »Hyperion ist der Roman des Deutschen Idealismus.« Auch Ulrich Port: »Die Schönheit der Natur erbeuten«. Problemgeschichtliche Untersuchungen zum ästhetischen Modell von Hölderlins *Hyperion*. Würzburg 1996, S. 6; Elisabeth Weibler: »O seelige Natur!« Bezüge zwischen Hölderlins »Hyperion« und dem idealistischen Denken aus religionsgeschichtlicher Sicht. Frankfurt a.M. u.a. 1996; sowie Kurz (2000), S. 213 und Andreas Dittrich: *So dacht' ich*. Friedrich Hölderlins Briefroman *Hyperion oder der Eremit in Griechenland* als ästhetisch-idealischer Sonderweg. In: *Euphorion* 98 (2004), S. 347–383, vertreten die These vom »Hyperion« als frühidealisiertem Roman. Zu Hölderlins Stellung innerhalb des Deutschen Frühidealismus vgl. jetzt umfassend Jamme (2003).

<sup>21</sup> Engel (1993), S. 379.

<sup>22</sup> Port, S. 10.

Der entscheidende Begründungszusammenhang für diese sowohl von der Briefroman- als auch von der Hölderlin-Forschung kultivierte Abtrennung des *Hyperion* von der historischen Poetik des Briefromans läßt sich aus einem gattungstheoretischen Reduktionismus begreifen.<sup>23</sup> Weil nämlich in Empfindsamkeit und Sturm und Drang der Briefroman »Richardsonscher Prägung«<sup>24</sup> zu einer adäquaten poetischen Ausdrucksform der intendierten Gefühlsausdrucksform aufstieg und damit grundsätzlich dem bürgerlichen Roman zur poetischen Nobilitierung verhalf,<sup>25</sup> wird zumeist im Umkehrschluß der Briefroman überhaupt zum empfindsamen erklärt und reduziert: »Der Briefroman und seine Epoche: Briefroman und Empfindsamkeit«.<sup>26</sup> Das ist zutreffend und reduktiv zugleich. Beide Momente sollen nunmehr im Hinblick auf Hölderlins *Hyperion*, der ganz sicher kein empfindsamer, wohl aber ein Briefroman ist, kurz skizziert werden.

## Gellert und die Reform des Privatbriefes

Tatsächlich erfreute sich der Briefroman seit den 1740er Jahren einer großen Beliebtheit bei Autoren wie beim Publikum, und zwar europaweit. »Richardson, Rousseau und Goethe«<sup>27</sup> legten mit *Pamela* und *Clarissa*, der *Nouvelle Héloïse* und dem *Werther* die noch heute prominentesten Exemplare vor, ein Kanon, der durch die *Liaisons dangereuses* Choderlos de Laclos' unbedingt zu erweitern ist, weil dieser Briefroman nicht nur im vorrevolutionären Frankreich und weit darüber hinaus u.a. auch in der deutschen Rezeption des späten 18. Jahrhunderts<sup>28</sup>

<sup>23</sup> Christiane Arndt (1994), S. 56 hat deutlich benannt, daß die »Poetik des modernen Briefromans an einem vergleichsweise kleinen Textkorpus vornehmlich empfindsamer Briefromane entwickelt wurde.« Einen Reduktionismus klagt sie allerdings damit nicht (oder nur implizit) an.

<sup>24</sup> Markus Heilmann: Die Krise der Aufklärung als Krise des Erzählens. Tiecks »William Lovell« und der europäische Briefroman. Stuttgart 1992, S. 127ff.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Miller, S. 137f., S. 183 u.ö.; Hermann Glaser: Briefroman. Exempla. In: Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Hg. von Klaus Beyer u. Hans-Christian Täubrich. Frankfurt a.M. 1996, S. 207–217, hier S. 209.

<sup>26</sup> So Jürgen von Stackelberg: Der Briefroman und seine Epoche: Briefroman und Empfindsamkeit. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 1 (1977), S. 293–309; diese enge systematische Verbindung von Briefroman und Empfindsamkeit entfalten auch Norbert Oellers: Der Brief als Mittel privater und öffentlicher Kommunikation in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert. Hg. von Alexander Dutu, Edgar Hösch u. Norbert Oellers. Essen 1989, S. 9–36, spez. S. 27ff.; Michael Neumann: Unterwegs zu den seeligen Inseln des Scheins. Kunstbegriff und literarische Form in der Romantik von Novalis bis Nietzsche. Frankfurt a.M. 1991, S. 221, und Engel (1993), S. 194ff.; Gerhard Sauder: Art. Briefroman. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Hg. von Klaus Weimar u.a. Berlin/New York 1997, Bd. I, S. 255–257.

<sup>27</sup> So schon der Titel der Studie von Erich Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Jena 1875.

<sup>28</sup> Vgl. u.a. Michael Hofmann: Vernunft und Moral in Schillers frühen Dramen und in Laclos' »Liaisons dangereuses«. In: Lenz-Jahrbuch 5 (1995), S. 189–202.

Furore machte, sondern weil er formal zu den komplexesten Beispielen der Gattung zu zählen ist. Darüber hinaus belegen die vielgelesenen und z.T. noch bis in die 1790er Jahre in mehreren Neuauflagen publizierten Briefromane Gellerts und LaRoches, Millers und Duschs,<sup>29</sup> daß die emotionalistisch ausgerichteten Strömungen der Aufklärung in dieser Gattung ein bevorzugtes Medium ihrer poetischen Intentionen gefunden hatten.

Die grundlegende Voraussetzung für diese enge Korrelation von Gefühlsausdruck und Brief als dessen »Gefäß«<sup>30</sup> bildet die historisch unbestreitbare Tatsache der Reform des eigentlichen Privatbriefes, die sich im 18. Jahrhundert vollzog und in den »Briefstellern« beispielsweise Gellerts und Richardsons, dessen Romane zunächst einzig aus seinem Interesse an dem Erstellen paradigmatischer Briefsammlungen erwachsen,<sup>31</sup> sich manifestierte. Beide Theoretiker waren darum bemüht, die historisch sich vollziehende Lösung des Briefes aus den hochdifferenzierten Regelsystemen barocker oder frühaufklärerischer Briefrhetoriken<sup>32</sup> dadurch auf den Begriff zu bringen, daß sie ihn zum Medium »natürlicher« Kommunikation erklärten. Dabei entfaltet Gellert in seiner einflußreichen *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*<sup>33</sup> aus dem Jahre 1751 eine Reihe von Kriterien, die das Postulat ›schöner Natürlichkeit‹ des Briefes realisieren sollen, ohne daß er diese allerdings aus einem präzise begründeten Begriff des Natürlichen ableitet.<sup>34</sup> Zu diesen Elementen des »guten Geschmacke[s] in Briefen« gehört zunächst die Anerkennung der eigentümlichen Mündlichkeit des

<sup>29</sup> Vgl. dazu die Auswahlliste bei Dieter Kimpel: *Der Roman der Aufklärung (1670–1774)*. Stuttgart 1977, S. 104ff. Zu Dusch vgl. Thomas O. Beebee: *Johann Jacob Dusch and the Genealogy of Epistolary Fiction*. In: *Journal of English and Germanic Philology* 91 (1992), S. 360–382.

<sup>30</sup> Vgl. die schöne, an Hölderlin erinnernde Formulierung bei Glaser, S. 211.

<sup>31</sup> Vgl. dazu Natascha Würzbach: *Die Struktur des Briefromans und seine Entstehung in England*. Diss. München 1964, S. 165ff.; Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 1990, S. 114.

<sup>32</sup> Vgl. dazu Rafael Arto-Haumacher: *Gellerts Brieftheorie und Briefpraxis. Der Anfang einer neuen Briefkultur*. Wiesbaden 1995, S. 16ff.; Inka K. Kording: »Wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben«. *Briefsteller und Briefknigge*. In: Beyrer u. Täubrich (Hg.), S. 27–33, hier S. 29ff.

<sup>33</sup> Im folgenden zitiert nach Christian Fürchtegott Gellert: *Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. In: ders.: *Werke*. Hg. von Gottfried Honnefelder. Frankfurt a.M. 1979 Bd. II, S. 137–187. Zur epistolarhistorischen Bedeutung dieser Schrift vgl. auch Diethelm Brüggemann: *Gellert, der gute Geschmack und die üblen Briefsteller. Zur Geschichte der Rhetorik in der Moderne*. In: *DVjS* 45, S. 117–149; Arto-Haumacher, S. 12ff.; Kording, S. 31ff.; Hannelore Schlaffer: *Glück und Ende des privaten Briefes*. In: Beyrer u. Täubrich (Hg.), S. 34–45 sowie Robert Vellusig: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien u.a. 2000, S. 83–101.

<sup>34</sup> Insofern ist der Begriff Natürlichkeit keineswegs unbestimmt, wie Schlaffer (1996), S. 36 annimmt, vielmehr werden die Bestimmungen des für Gellert natürlichen Briefes nur nicht als natürliche begründet.

Briefes, weil für Gellert, der hier einen antiken Topos aufnimmt,<sup>35</sup> der Brief ein ›halbes Gespräch‹ ausmacht bzw. die »Stelle eines Gespräches«<sup>36</sup> einnimmt. Daß diese Bestimmung der raum-zeitlichen Mittelbarkeit epistolarer Kommunikation einen Ersatzcharakter attestiert, mithin den Brief als eine abgeleitete Depravation definiert, bleibt nicht nur ein Topos der Brieftheorie bis heute,<sup>37</sup> sondern auch einer der praktischen Briefkultur. So schreibt auch Hölderlin am 10. Juli 1794 – also noch weit vor der Gestaltung des endgültigen *Hyperion* – an Hegel: »Das Briefschreiben ist zwar immer nur Nothbehelf; aber doch etwas.«<sup>38</sup>

Mit der Bindung an die mündliche Rede – schon 1742 meint Gellert: »wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben«<sup>39</sup> – erfüllt der Brief das Kriterium der Natürlichkeit deshalb, weil diese sich einer durch äußere Regeln gesteuerten Kontrolle grundsätzlich entziehe. Keine »Kunst«, »keine künstliche Ordnung«<sup>40</sup> soll dem Briefschreiber Fesseln anlegen. Als anschauliches Gegenbeispiel fungiert der Kanzlei- oder Amtsbrief,<sup>41</sup> der mit seiner Fülle differenzierter rhetorischer Formeln<sup>42</sup> allein der Anrede und Grußfloskeln, die zumeist das gesellschaftliche oder politische Hierarchiegefälle zwischen Autor und Adressat spiegeln, als unnatürlich verworfen wird. Welch enormen Einfluß das Gellertsche Verdikt über den Kanzleibrief nicht nur auf die zeitgenössische Briefkultur hatte, zeigt noch Werthers Konflikt mit seinem Vorgesetzten über seinen Sprachstil

---

<sup>35</sup> Gellert selbst zitiert eine Passage aus Senecas 75. seiner Briefe an Lucilius: »Wie meine Rede wäre, wenn wir beisammen säßen oder Seite an Seite umherspazierten, unvorbereitet und zwanglos, so sollen auch meine Briefe sein; sie sollen nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes haben.« Lucius Annaeus Seneca: Philosophische Schriften. Hg. von Otto Apelt. 4 Bde. Hamburg 1993, Bd. III, S. 304. Schon Aristoteles und Cicero haben sich dieses Bildes vom Brief als eines halben Gespräches bedient. Vgl. hierzu Brüggemann, S. 145f.; Wolfgang G. Müller: Der Brief als Spiegel der Seele. Zur Geschichte eines Topos der Epistolartheorie von der Antike bis zu Samuel Richardson. In: Antike und Abendland XXVI (1980), S. 138–157, spez. S. 145f.; ders.: Der Brief. In: Prosa-kunst ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa. Hg. von Klaus Weissenberger. Tübingen 1985, S. 67–87, spez. S. 70f.; Neumann (1991), S. 221 sowie Wolfgang Malte Fues: Die Prosa der zarten Empfindung. Gellerts Brieftheorie und die Frage des weiblichen Schreibens. In: Das Achtzehnte Jahrhundert 18 (1994), S. 19–32, spez. S. 19f. Soweit ich sehe, haben vor allem Wolfgang G. Müller (1985) und Lothar Müller (Herzblut und Maskenspiel. Über die empfindsame Seele, den Briefroman und das Papier. In: Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland. Hg. von Gerd Jüttemann, Michael Sonntag u. Christoph Wulf. Weinheim 1991, S. 267–290) auf die Problematik der reduktiven Perspektive dieses Topos hingewiesen und auf die formale Eigenständigkeit des Briefes aufmerksam gemacht.

<sup>36</sup> Gellert (1979) II, S. 137. Vgl. dazu auch Peter Bürgel: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells. In: DVJS 50 (1976), S. 281–297, hier S. 285f.

<sup>37</sup> Vgl. dazu Nickisch, S. 5 und S. 9ff.

<sup>38</sup> MHA II, S. 540.

<sup>39</sup> Gedanken von einem guten deutschen Briefe. In: Gellert (1979) II, S. 129–136, hier S. 130.

<sup>40</sup> Ebd., S. 156.

<sup>41</sup> Ebd., S. 171ff.

<sup>42</sup> Vgl. hierzu Vellusig, S. 26–55.

in Amtsschreiben<sup>43</sup> ebenso wie schon Friedrichs II. 1760 gegenüber Gellert bekundeter Ärger ob des alten *stylus curiae*, den er zum Teufel wünsche, weil er unverständlich sei.<sup>44</sup>

Nun bedeutete die Abwehr künstlicher Ordnungen keineswegs, daß man »das Natürliche bis zum Ekelhaften treiben«<sup>45</sup> dürfe. Gellerts Konzept des am Gespräch orientierten Briefstils basiert auf einer Vorstellung natürlicher Ordnung, die in den Grundsätzen der Beredsamkeit, d.h. als natürliche Rhetorik, aufbewahrt sei:

Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die *Wohredenheit* völlig in ihrer Gewalt hätte, [...].<sup>46</sup>

Die schöne Natürlichkeit der Sprache des Briefes ist also präzise bestimm- und damit abgrenzbar und soll mit dem Gewöhnlichen und Ordinären, wozu Gellert beispielsweise auch den Dialekt rechnet, grundsätzlich nichts zu tun haben. Wie sehr Gellerts Vorstellung des Natürlichen nicht nur eine normative Funktion für den Briefstil haben soll, sondern in ihrem begrifflichen Zentrum normativ konzipiert ist, zeigt die Behauptung, kein Gedanke sei »natürlich, der im Grunde falsch ist«,<sup>47</sup> und dies in moralisch-praktischer wie in theoretischer Hinsicht. Neben den Abgrenzungen vom Unnatürlichen des aristokratisch Überregulierten einerseits wie des »pöbelhaft« Ungeregelteten andererseits bestimmt Gellert nunmehr positiv die Kriterien der natürlichen »Wohredenheit« durch das Postulat der Identität von Form und Inhalt des brieflich fixierten Gedankens, welche aus »der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks«<sup>48</sup> resultiere und den natürlichen Eindruck des »Leichten« hervorrufe. Vor allem aber durch die Forderung, sich der »freiwilligen Folge seiner Gedanken«<sup>49</sup> zu überlassen, sieht Gellert den »Hauptbegriff des Natürlichen«<sup>50</sup> konturiert. Schon Richardson hatte dieses zentrale Moment der Verfertigung eines »familiar letter« durch die berühmte Formel zum Ausdruck gebracht, sie seien »written, as it were, to the moment.«<sup>51</sup> Insbesondere diese letzte, an der Assoziationspsychologie des englischen Empirismus in eigenwilliger Weise orientierte<sup>52</sup> und gegen den Deduk-

<sup>43</sup> Vgl. dazu Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werther. In: ders.: Werke. Hamburger Ausgabe. Hg. von Erich Trunz u.a. München 1988, Bd. VI, S. 61f.

<sup>44</sup> Vgl. dazu Nickisch, S. 50.

<sup>45</sup> Gellert (1979) II, S. 140.

<sup>46</sup> Ebd., Hervorhebung von mir.

<sup>47</sup> Ebd., S. 144.

<sup>48</sup> Vgl. ebd., S. 148f.: »Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen.«

<sup>49</sup> Ebd., S. 156.

<sup>50</sup> Ebd., S. 148.

<sup>51</sup> Samuel Richardson: The History of Sir Charles Grandison. In a Series of Letters, published from the Originals, by the Editor of Pamela and Clarissa. In Seven Volumes. London 1754. Vol. 1, p. XI [Preface].

<sup>52</sup> Vgl. hierzu u.a. David Hume: A Treatise of Human Nature. Ed. by David Fate Norton, Mary J. Norton. Oxford 2000, S. 12ff.

tions- und Systemgedanken des Rationalismus entworfene Vorgabe,<sup>53</sup> die nach Gellert »stets die beste« Regel ist, wird die empfindsame Briefrhetorik überdauern. Seit 1751 kann und muß das schreibende Individuum sich beim Verfassen eines Briefes dem »Strom seiner Gedanken« überantworten.

Aus der Verbindung dieser beiden entscheidenden Postulate, der »lebhaften« Übereinstimmung von Inhalt und sprachlicher Form *durch* das Primat des assoziativen Denkens und Schreibens resultiert nun das dritte Element der Gellertschen Briefpoetik, die Darstellung der empirisch-konkreten Individualität des Schreibers:

Wenn man endlich selber Briefe schreiben will, so [...] folge [man] seinem eigenen Naturrell. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von anderen unterscheidet.<sup>54</sup>

Der nach »gutem Geschmacke« verfaßte Brief wird somit zu einem Medium, das einem bestimmten Individualitätspostulat der gesamten Aufklärungskultur<sup>55</sup> eine sprachliche Ausdrucksform zu verschaffen vermag. Noch in Hölderlins Briefen ist ein bewußter Reflex auf diese durch Gellerts Abhandlung »inaugurierte« Ermöglichung der Mitteilung empirischer Individualitätsbedingungen, und das heißt zumeist psychischer Befindlichkeiten, zu verspüren. An seinen Freund Christian Ludwig Neuffer schreibt Hölderlin Anfang Dezember 1795:

Ich schäme mich, daß ich Dich so mit meinem Unmuth plage. Aber wenn ich mit Gewalt von meinem armen Individuum abstrahieren wollte, schrieb' ich eine Dissertation und keinen Brief.<sup>56</sup>

Nur durch zwei weitere Bestimmungsmomente des guten Briefes kann Gellert darüber hinaus diesem Postulat der Darstellung konkreter Individualität Evidenz und Wirksamkeit verleihen. Zum einen sollen die bestimmten Inhalte des Briefes

<sup>53</sup> Eine grundlegende Bedeutung des englischen Empirismus und Sensualismus für die Empfindsamkeit hat schon Sauder (1974), S. 65ff. betont; vgl. ebenso Sven Aage Jørgensen, Klaus Bohnen u. Per Øhrgaard: *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik. 1740–1789*. [Geschichte der Deutschen Literatur VI]. München 1990, S. 49ff. sowie Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit. Band 6/I: Empfindsamkeit*. Tübingen 1997, S. 5f.; Walter Göbel (*Der Shaftesbury-Mythos. Zum Verhältnis von Philosophie und Empfindsamkeit in England*. In: *Anglia* 110 (1992), S. 100–118) hat diesen Zusammenhang bezweifelt, erst Jan Engbers (*Der »Moral-Sense« bei Gellert, Lessing und Wieland. Zur Rezeption von Shaftesbury und Hutcheson in Deutschland*. Heidelberg 2001) hat ein differenziertes Modell dieses Bedingungsverhältnisses vorgelegt. Die spezifische Wirkung jener Philosophie auf die Theorie und Praxis des Briefes liegt allerdings nach wie vor im Dunkeln. Auch neuere Arbeiten zu Gellerts Brieftheorie (Arto-Haumacher, Anderegg, S. 44ff., Vellusig, S. 83ff.) enthalten sich präzisierender Interpretationen in dieser Hinsicht.

<sup>54</sup> Gellert (1979) II, S. 166.

<sup>55</sup> Vgl. dazu, um nur einige Beispiele zu nennen: Panajotis Kondylis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Stuttgart 1981, S. 542f. oder Picard, S. 123, nach dem »in der Wahl des Briefes als Individualaussage [...] sich die Neigung zur Emanzipation des Individuums« zeige.

<sup>56</sup> MHA II, S. 602.

der alltäglichen Privatsphäre des Schreibers entnommen sein: »Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens.«<sup>57</sup> Zum anderen ist deren sprachlich angemessene Ausführung vor allem dann gewährleistet, wenn sich der Briefschreiber der »Sprache des Herzens«,<sup>58</sup> den kultivierten Empfindungsleistungen des Gemüts, auszuliefern vermag:

Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hilfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichtesten, feinsten und nötigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben.<sup>59</sup>

Erst diese voraussetzungsreiche, nicht vollständig begründete Kombination der Postulate der Gesprächsimitation, der durch das Primat der empfindsamen Emotivität gewährleisteten Assoziationsregel und der die Form-Inhaltsvermittlung garantierenden alltäglichen Privatheit der konkreten Gehalte machen jene Briefpoetik Gellerts aus, die den Brief zum interpersonaltätsgebundenen, d.h. »bürgerliche Öffentlichkeit« als intime Geselligkeit<sup>60</sup> konstituierenden Ausdruck konkreter Subjektivität, zum »Spiegel der Seele«,<sup>61</sup> erhebt.

Nur kurz, weil wissenschaftlich gut erforscht,<sup>62</sup> sei der soziopolitische und -kulturelle Hintergrund der Gellertschen Brieftheorie erwähnt: Denn in Gellerts Text kommt eine realgeschichtliche Tendenz der bürgerlichen Gesellschaft zum Ausdruck:<sup>63</sup> Ausgeschlossen von den Prozessen politischer Willensbildung und Entscheidungsfindung sucht und findet das bürgerliche Individuum für sein Bedürfnis nach Objektivation des gesteigerten individuellen Selbstverständnisses<sup>64</sup> das Medium der Kultur, zumal das Medium der Briefkultur.<sup>65</sup> Hier kann es nicht nur

---

<sup>57</sup> Gellert (1979) II, S. 141.

<sup>58</sup> Ebd., S. 159.

<sup>59</sup> Ebd., S. 167.

<sup>60</sup> Vgl. dazu Habermas, S. 107ff.

<sup>61</sup> Zu diesem Topos der Briefkultur vgl. Wolfgang G. Müller (1980) sowie Uwe Hentschel: »Briefe sind Spiegel der Seelen.« Epistolare Kultur des 18. Jahrhunderts zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. In: Lessing Yearbook XXXIII (2001), S. 183–200.

<sup>62</sup> Vgl. schon Leo Balet u. Eberhard Gerhard: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. Hg. und eingeleitet von Gerd Mattenklott, München 1972, S. 180ff.; Habermas, S. 107ff.; anders dazu Nikolaus Wegmann: Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1988, S. 56ff.; und Gerhard Sauder: Empfindsamkeit. Tendenzen der Forschung aus der Perspektive eines Betroffenen. In: Aufklärung 13 (2001), S. 307–338, hier S. 317.

<sup>63</sup> Zum komplexen Verhältnis von Real- und Theoriegeschichte des Briefes im 18. Jahrhundert vgl. Brüggemann, S. 119; Oellers, S. 15f.; Wegmann, S. 52ff. und Lothar Müller (1991), S. 271ff.; Johannes Anderegg: Schreibe mir oft. Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830. Göttingen 2001, S. 11ff. sowie die – allerdings medien- und kulturwissenschaftlich überformte – Studie von Tanja Reinlein: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale. Würzburg 2003.

<sup>64</sup> Vgl. hierzu paradigmatisch Hans Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band. 1700–1815. München 1996, S. 326ff.

<sup>65</sup> Vgl. hierzu auch Tilman Reitz: Bürgerlichkeit als Haltung. Zur Politik des privaten Weltverhältnisses. München 2003, spez. S. 42ff.

seine Individuation als empirisch-konkrete reflektieren und dokumentieren, sondern durch die Adressatenbezogenheit des Briefes an der Kultivierung einer bürgerlicher ›Gegenöffentlichkeit‹ teilhaben. Briefeschreiben mutierte so vom Mittel der Informationsübermittlung zum eigentlichen Zweck: »Letter writing became a way of life.«<sup>66</sup> Von Jacobi wissen wir, daß er Wochen an einem einzigen Brief feilen konnte,<sup>67</sup> und auch Hölderlin verbrachte ganze Nachmittage mit der Abfassung privater Briefe.<sup>68</sup> Für die bürgerliche Frau gilt diese Erhebung des Briefes zum individuations- und interpersonalitätskonstitutiven ›Existenzial‹ in potenziertes Weise.<sup>69</sup> Ausgeschlossen noch von den sich entwickelnden Formen bürgerlicher Öffentlichkeit, wie Wissenschaft und Kunst in Lese- und Forschungsgesellschaften und -institutionen, mit Hilfe der sexualitätsfeindlichen Tugend-Ideologie, durch welche allererst ihre Jungfräulichkeit zum wertvollen Kapital auf dem bürgerlichen Heiratsmarkt avancierte, an die Innenwelt des Hauses gefesselt, erlaubte ihr vor allem, ja nahezu einzig<sup>70</sup> der Brief die reflektierte Darstellung eigener Individualität. Richardsons *Clarissa*, über weite Teile des Romans zum Schutz vor aristokratischer (und eigener) Lust noch innerhalb des Hauses interniert, kann ausschließlich, ja muß Briefe schreiben, um sich davon zu überzeugen, nicht lebendig begraben zu sein. Auch der Diotima der endgültigen Fassung des *Hyperion* bleibt nichts anderes, als Briefe zu schreiben und zu empfangen, nachdem Hyperion ihr die Teilnahme am Befreiungskampf untersagte.

Der politische Kompensationscharakter bürgerlicher Briefkultur, der das 18. Jahrhundert zu jenem des Briefes<sup>71</sup> machte, blieb allerdings vor der Revolution zumeist unerkannt, weil die Kultivierung der intimistisch-epistolaren Gegengesellschaft in ihrem rein interpersonalen, die objektiven Staats- und Gesellschaftsstruk-

---

<sup>66</sup> Wulf Koepke: Epistolary Fiction and Its Impact on Reader: Reality and Illusion. In: *Aesthetic Illusion. Theoretical and Historical Approaches*. Hg. von Frederick Burwick u. Walter Pape. Berlin/New York 1990, S. 263–274, hier S. 261.

<sup>67</sup> Vgl. dazu Wegmann, S. 78 sowie Sylvie Le Moël: Auf der Suche nach dem Alter ego? Motive und Modi der Selbstmitteilung in den Briefen Friedrich Heinrich Jacobis bis 1780. In: *Wezel-Jahrbuch* 5 (2002), S. 147–167.

<sup>68</sup> Vgl. Raul Raabe: *Die Briefe Hölderlins. Studien zur Entwicklung und Persönlichkeit des Dichters*. Stuttgart 1963, S. 2ff.

<sup>69</sup> Vgl. hierzu Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a.M. 1979.

<sup>70</sup> Nicht zufällig ist es daher das literarische Medium des Briefromans, in dem die bürgerliche Frau die Grenzen der Privatheit überschreitet und als *ihre* Grenzen zugleich bestätigt, weil sie einerseits – zumeist anonym – Briefromane zu schreiben beginnt und damit an der literarischen Öffentlichkeit teilhat, in diesem Romanen aber zugleich nahezu ausschließlich das Private als Lebens- und Reflexionsbereich der Frau thematisiert. Bovenschen (S. 200ff.) spricht daher ganz zu Recht vom Briefroman als »trojanischem Pferd« einer auf Empfindsamkeit basierenden Emanzipation der Frau im 18. Jahrhundert.

<sup>71</sup> Zur Formel vom ›Jahrhundert des Briefes‹ vgl. Georg Steinhausen: *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*. 2 Bde. Berlin 1889/91, Bd. I, S. 245ff.; Habermas, S. 113; Nickisch, S. 44ff.

turen nicht tangierenden Status nicht erkannt wurde.<sup>72</sup> Vielmehr reproduzierte diese ›Gesellschaft in der Gesellschaft‹ die von ihr nur abstrakt negierte Objektivität: Der politischen Tyrannei der Feudalaristokratie begegnet das Bürgertum zunehmend mit einer »Tyrannei der Intimität«<sup>73</sup> und deren sprachlicher und kommunikativer Objektivation, dem Brief. Dabei wurde dem »Reflex elitären Selbstverständnisses« in den »kühlen, nüchternen« Briefen der galanten Aristokratie<sup>74</sup> der emotionalistische Elitarismus wahrer Gefühlsaussprache entgegengesetzt. Erst der Versuch der politischen Revolution<sup>75</sup> wird den unpolitischen, weil nur moralisch argumentierenden Ersatzcharakter epistolarer Geselligkeit offenbaren: Daß Hyperion, aber auch Jacopo Ortis<sup>76</sup> nur mehr Briefe schreiben können, weil ihre Versuche der ›politischen‹ Revolution scheiterten, reflektiert in je unterschiedlicher Weise auf genau diesen politischen Kompensationscharakter des Briefes.

Schon Gellerts empfindsame Epistolarpoetik wird jedoch von eben jenen Widersprüchen konstituiert, die dem anthropologisch-empiristischen Individualismus<sup>77</sup> grundlegend eignen: Dieser zeigt sich *erstens* in der normativen Prinzipierung<sup>78</sup> des Postulats der Natürlichkeit, die – gleich weit entfernt von galanter Überregulierung, rationalistischer Formierung »kalter Nachrichten«<sup>79</sup> und der Sprache des Gewöhnlichen – nur untadelige Affekte zuläßt. Wahre Natürlichkeit zeigt sich für Gellert eben ausschließlich in den vom Tugendkanon vorgegebenen, d.h. schon vorgeprägten Affekten. Briefe als Ausdruck ›sittlicher Affekte‹ sind daher auch ›systematisch‹ einzuüben, und zwar weniger über abstrakte Regeln eines Briefstellers als vielmehr durch positive Exempel. Es geht Gellert also um die Akkumulation einer Art von Erfahrungswissen, das durch die

---

<sup>72</sup> Habermas, S. 116ff.; Arto-Haumacher, S. 143ff.

<sup>73</sup> Vgl. dazu Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a.M. 1996.

<sup>74</sup> Vgl. hierzu Wolfgang Tschöke: *Die Vernunft allein ist meine Königin*. Nachwort. In: *Herzstücke. Die Briefe des Cyrano de Bergerac*. München 1997, S. 259f.

<sup>75</sup> Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel, denn schon de Laclous politisiert vor der Revolution den empfindsamen Brief; vgl. dazu weiter unten, S. 16 u. S. 32.

<sup>76</sup> Vgl. Ugo Foscolo: *Letzte Briefe des Jacopo Ortis*. München 1989, der den Zusammenbruch seiner politischen Hoffnung schon im ersten Brief thematisiert. Zum politischen Kompensationscharakter dieser Briefe vgl. Klaus Ley: »sìi grand' uomo e sìi infelice«. Zur Umwertung des Tasso-Bildes am Beginn des Ottocento: Voraussetzungen und Hintergründe im europäischen Rahmen (La Harpe/Gilbert – Goethe – Foscolo). In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 46 (1996), S. 131–173, spez. S. 156 sowie Thomas Klinkert: *Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe. Untersuchungen zur Liebessemantik bei Rousseau und in der europäischen Romantik (Hölderlin, Foscolo, Madame de Staël und Leopardi)*. Freiburg 2002, S. 182ff.

<sup>77</sup> Vgl. dazu auch Wegmann, S. 110ff.; Walter Erhart: »In guten Zeiten giebt es selten Schwärmer« – Wielands ›Agathon‹ und Hölderlins ›Hyperion‹. In: *HJb* 28 (1992/93), S. 173–191, spez. S. 178 sowie insbesondere die Studie von Undine Eberlein: *Einzigartigkeit. Das romantische Individualitätskonzept der Moderne*. Frankfurt a.M./New York 2000.

<sup>78</sup> Vgl. dazu Wegmann, S. 76.

<sup>79</sup> Gellert (1979) II, S. 150.

Reflexion auf rationale Regeln oder Strukturen eher gestört würde. Daß aber die Unmittelbarkeit einer ›einübaren Natürlichkeit‹ eine sowohl theoretisch wie praktisch vermittelte ist, muß bei Gellert unerkannt bleiben. Gerade weil die Empfindsamkeit – hier dem anthropologischen Moralitätskonzept des englischen Empirismus nahe verwandt – die kulturelle Prägung des als natürliche Sittlichkeit nobilitierten moralischen Gefühls schlichtweg leugnet, muß der Domestizierungsmechanismus seiner Genese wie die Instrumentalisierungspotenz solcher Moralität überhaupt unerkannt blieben. Die moralisch-praktische Antinomie der empfindsamen Tugendkonzeption, deren Haltlosigkeit als »paradoxe Kern von Empfindsamkeit« logisch wie moralisch bisweilen entschärft wird,<sup>80</sup> gründet also auf den erst von Kant vollständig benannten Schwierigkeiten im Begriff eines als Ursache der Moralität überpotenzierten moralischen Gefühls.<sup>81</sup> Es ist aber eben jene unerkannte, ja verleugnete Antinomie, die Werthers Gewalt gegen sich und andere ins Werk setzt.

Der empfindsamer Widerspruch realisiert sich *zweitens* in der Verknüpfung von »gesteigerter Emotionalität« als Ausdruck authentischer Individualität einerseits und der Annahme einer gerade dadurch zu befördernden ›transrationalen‹ Geselligkeit andererseits. Die Hoffnung auf eine emotionalistisch gegründete und gerade deshalb humane Interpersonalität und Vergesellschaftung beherrscht, ausgehend von der englischen common-sense-Philosophie<sup>82</sup> einerseits und ihrer politisch radikalisierten Variante in der rousseauschen Naturzustandstheorie<sup>83</sup> andererseits, die politisch-praktischen Aufklärungsdebatten. Dabei werden noch in Hölderlins *Hyperion* nicht nur Freundschaft und Liebe als »Idealform interpersonaler Beziehungen« kritisch thematisiert, weil sie in einem natürlichen identifikatorischen Gefühl gründen und in dieser Bestimmung durch einen – wenngleich problema-

<sup>80</sup> So bei Lothar Müller, S. 274f.

<sup>81</sup> Vgl. Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft. In ders.: Werke in zehn Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt 1983, Bd. VI, S. 191–212, spez. S. 195ff. Die Werke Kants werden in der Folge – aufgrund des literaturwissenschaftlichen Schwerpunkts der vorliegenden Arbeit – nach dieser Ausgabe zitiert (Kurtzitel, Kant (1983), Band, Seitenzahl). In Ausnahmefällen wird auf die Akademie-Ausgabe zurückgegriffen. Die Kritik der reinen Vernunft wird nach der A- bzw. B-Auflage zitiert auf der Grundlage der folgenden Ausgabe: Kritik der reinen Vernunft. Nach der ersten und zweiten Original-Ausgabe hg. von Raymond Schmidt. Mit einer Bibliographie von Heiner Klemme. Hamburg 1990.

<sup>82</sup> Vgl. dazu Wolfgang Schrader: Ethik und Anthropologie in der englischen Aufklärung. Der Wandel der moral-sense-theory von Shaftesbury bis Hume. Hamburg 1984 sowie erneut die Studie von Engbers (2001).

<sup>83</sup> Es handelt sich hier vor allem um die Theorie des Mitleids aus dem 2. Discours (vgl. Jean-Jacques Rousseau: Diskurs über die Ungleichheit – Discours sur l'inégalité. Edition Meier. Paderborn/München/Wien/Zürich <sup>3</sup>1993, S. 140ff./141ff.) und der Clarens-Idylle in der Nouvelle Héloïse (vgl. Jean-Jacques Rousseau: Julie oder die neue Héloïse. Briefe zweier Liebenden aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen. Gesammelt und hg. von Jean-Jacques Rousseau. München 1978, S. 461ff.); zur frühen Rezeption in Deutschland vgl. die Beiträge in Herbert Jaumann (Hg.): Rousseau in Deutschland. Beiträge zur Erforschung seiner Rezeption. Berlin/New York 1995.

tischen<sup>84</sup> – Transformationsprozeß zu Leitbildern humaner Vergesellschaftung erhoben werden. Zumindest zeitweise versucht die Aufklärung darüber hinaus auch das Verhältnis des Einzelnen zum Staat im Motiv der ›Liebe des Vaterlands‹ zu emotionalisieren.<sup>85</sup> An dem Sachverhalt, daß es dabei vor allem der Brief, und zwar als Freundschafts- und Liebesbrief ist, der diesen Hoffnungen auf humane, weil natürlich emotionalisierte Interpersonalität Wirklichkeit verschaffen soll, zeigt sich die letztlich nur moralitäts- und eben nicht politiktheoretische Begründung dieses Konzepts bürgerlicher Gegenöffentlichkeit in empfindsamer Geselligkeit.<sup>85a</sup> Nur in Freundschafts- und Liebesbriefen kann – so die Hoffnung Rousseaus – »das Herz zum Herzen reden.«<sup>86</sup> In dieser »idealen« Gestalt neigt der Brief jedoch dazu, seinen Kommunikationscharakter, der sich in der Berücksichtigung der spezifischen Individualität des Adressaten umsetzt und deshalb zum Ideal emotionalistischer Vergemeinschaftung wird, wieder aufzuheben:

Was reden Sie von Briefen, von einem Briefstil? Wenn man an die Person schreibt, die man liebt, so fragt man auch wohl danach? Es sind keine Briefe mehr, was man schreibt; es sind Hymnen.<sup>87</sup>

Das Zerstörende solch hymnischer Interpersonalität wird Hölderlin an der Liebe Hyperions zu Diotima unerbittlich reflektieren. Daß sich auf dieser Grundlage die emotionalistische Vergemeinschaftung bürgerlicher Herzensgemeinschaften als Entindividualisierung und damit letztlich als Illusion erweist, wird vollends erst die Französische Revolution ins Bewußtsein rücken. Spätestens seit Rousseaus *Julie* ist aber deutlich, daß Freundschaft und Liebe in ihrer empfindsamen, streng emotionalistischen Variante jene »Idealform interpersonaler Beziehungen« nicht sein können, zu der sie erhoben worden waren; ›Herzensgemeinschaften‹ tendieren nämlich zu sozialer Rücksichtslosigkeit und als deren Konsequenz zur Vereinsamung.<sup>88</sup>

Entscheidend für diese grundlegenden und folgenreichen Widersprüche empfindsamer Epistolartheorie ist daher *drittens* die Abstraktion von der Leistung der Reflexion, die für den Prozeß des Niederschreibens noch rein emotiona-

<sup>84</sup> Vgl. dazu Bengt Algot Sørensen: Herrschaft und Zärtlichkeit. Der Patriarchalismus und das Drama des 18. Jahrhunderts. München 1984, S. 40ff.; in bezug auf Hölderlins ›Hyperion‹ Friedrich Vollhardt: Natur, Recht, Staat. Problemkonstellationen in Hölderlins ›Hyperion‹. In: Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930. Walter Müller-Seidel zum 75. Geburtstag. Hg. von Karl Richter, Jörg Schönert u. Michael Titzmann. Stuttgart/Weimar 1997, S. 71–106.

<sup>85</sup> Vgl. dazu Gideon Stiening: Die »Härte der höchsten Gegensätze« im patriotischen Heroismus. Zur Bedeutung staats-theoretischer Dimensionen in Lessings ›Philotas‹. In: Staatstheoretische Diskurse im Spiegel der Nationalliteraturen von 1500 bis 1800. Hg. von Barbara Bauer u. Wolfgang G. Müller. Wiesbaden 1998, S. 169–211.

<sup>85a</sup> Das gilt noch für die Frühromantik vgl. Barbara Gutfleisch-Ziche: Frühromantische Geselligkeit und Briefkultur. In: Euphorion 98 (2004), S. 39–55.

<sup>86</sup> Nouvelle Héloïse, Rousseau (1978), S. 12.

<sup>87</sup> Ebd., S. 13.

<sup>88</sup> Vgl. dazu Sørensen, S. 40ff.

ler Sachverhalte notwendig ist. Die empfindsame und im ›Sturm und Drang‹ radikalisierte Illusion emotiver Unmittelbarkeit durch den von den künstlichen Ordnungen befreiten Brief ignoriert, daß Briefe – selbst in ihrer unmittelbarsten Form der schnell hingeworfenen Mitteilung – durch Sprache objektivierte Reflexionsleistungen sind.<sup>89</sup> Eines der wichtigsten Instrumente zur Herstellung dieser Illusion von Reflexionsabstinenz bestand in der aktiven Gestaltung des Topos vom ›halben Gespräch‹ in Briefen und Briefromanen. Wenn Clarissa, während sie auf ihren Geliebten wartet, ihrer Freundin Anne Harlow schreibt: »[...] horch, er ist an der Gartentür. – Ich habe mich geirrt«,<sup>90</sup> so gestaltet Richardson jene Illusion einer überwundenen raum-zeitlichen Trennung, die den Brief an sich ausmacht. Zu Recht resümiert Albrecht Schöne bezüglich eines so formulierten emotionalistischen Briefs, daß er, »leidenschaftlicher nach freundschaftlicher Nähe verlangend, als seine Eingangsworte noch zu erkennen geben, aus dem paradoxen Wunsch eben diese Distanz zu überwinden [lebt], die den Brief begründet.«<sup>91</sup> Die Illusion aufgehobener Distanz zum Adressaten fördert den Eindruck, ein ›ganzes Gespräch‹ zu führen, mithin den einer Unmittelbarkeit, die sich der Mittelbarkeit schriftlicher Objektivierung und damit der Reflexion überhaupt enthoben habe.

Unbestreitbar ermöglichte dieses Unmittelbarkeitskonzept des Emotionalismus,<sup>92</sup> das sich schon – wie Schöne bewies – in Goethes Briefen aus Leipzig von den moralistischen Beschränkungen der Gellertschen »Wohlredenheit« befreit hatte, die Entfaltung neuer Ausdrucks- und Darstellungsformen der Sprache, weil der Schreiber »seinen Jammer und seine Wut ungehemmt aufs Papier wühl[en]«<sup>93</sup> kann und darf. Dieser sprachliche Gewinn ist jedoch erkaufte durch die Ideologie reflexionsfreier Unmittelbarkeit. Bemerkenswert ist nämlich, daß in Goethes Brief

---

<sup>89</sup> Vgl. dazu auch Albrecht Schöne: Über Goethes Brief an Behrlich vom 10. November 1767. In: Festschrift für Richard Alewyn. Hg. von Herbert Singer u. Benno von Wiese. Köln/Graz 1967, S. 193–229, spez. S. 220: »In gleicher Weise wirkt der Zwang zur Artikulation, und wie sehr es dem leidenschaftlichen Gefühl widersteht, im Worte festgehalten, in die Ordnung des Satzes eingeschränkt zu werden, zeigt sich dort, wo es dem Zugriff des Schreibenden sich entzieht und ausweicht in sprachlose Zeichen: in die unartikulierte Interjektion, den Gedankenstrich der Aposiopese, die wilde Gebärde des stummen Ausrufungszeichens.« Daß noch diese nur scheinbar sprachlosen Zeichen Leistungen des Reflexionsprozesses als eines mißlingenden sind, erwähnt Schöne allerdings nicht.

<sup>90</sup> Samuel Richardson: Clarissa oder Geschichte einer jungen Dame. Mit einem Nachwort von Iris Denneler. Frankfurt a.M./Berlin 1994, S. 97.

<sup>91</sup> Schöne, S. 198. Schöne bezieht sich mit diesem Urteil auf den folgenden, ähnlich distanzaufhebenden Satz Goethes aus dem Brief an Behrlich: »Es ist gut daß ich heute einen Brief von dir gekriegt habe. Sieh ich antworte auch gleich, ob du gleich dieses Blatt erst Sonnabends kriegen sollst.« Johann Wolfgang Goethe: Werke. Hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887–1919. 122 Bde, hier Bd. 94 [IV.1], S. 134.

<sup>92</sup> Zum Begriff des Emotionalismus in bezug auf Empfindsamkeit und Sturm und Drang im 18. Jahrhundert vgl. Alberto Martino: Emotionalismus und Empathie. Zur Entstehung bürgerlicher Kunst im 18. Jahrhundert. In: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins 81/82/83 (1977/78/79), S. 117–130.

<sup>93</sup> Schöne, S. 229.

an Behrlich »[d]ie Reflexion des Schreibenden auf den Leser, den Schreiber und das Geschriebene [...] vom Anfang an ein wesentliches Moment des Briefes selbst ist«,<sup>94</sup> und die Funktion dieses Zusammenhanges für die Herstellung des Scheins der unmittelbaren Empfindungsdarstellung dem Schreiber selbst durchaus bewußt ist: »Mein Brief hat eine hübsche Anlage zu einem Werckgen.«<sup>95</sup> Schon Goethe also kennt jene »Kunst einer gewollten Kunstlosigkeit«,<sup>96</sup> von der Gellert jedoch aufgrund seines Natürlichkeitspostulats abstrahieren muß. Die auch in Gellerts Briefen stets anzutreffende kommentierende Betrachtung der Tätigkeit des Schreibens selbst,<sup>97</sup> eine Art Selbstreflexion also, bleibt der allgemeinen Praxis, die »freiwillige Folge der Gedanken« aufs Papier zu bringen, äußerlich und somit für deren Bewertung als Wirksamkeit der schönen Natürlichkeit bedeutungslos.<sup>98</sup> Goethe wird dagegen Werther vor allem aufgrund seiner Unfähigkeit und Unwilligkeit, diese Reflexionsnotwendigkeit des Briefes und deren Möglichkeiten zu erkennen, sterben lassen, so daß Schöne zu Recht feststellte: »Weil er [Werther] Briefe schreibt, *solche* Briefe, muß er im Selbstmord enden.«<sup>99</sup> Die Marquise de Merteuil hingegen wird die bewußte Herstellbarkeit des Eindrucks empfindsamer Unmittelbarkeit zum Instrument ihres politischen Kampfes erheben,<sup>100</sup> der sich u.a. gegen die Formen bürgerlicher Empfindsamkeit richtet, indem Merteuil diese instrumentalisiert und so deren hoffnungslose Unterlegenheit demonstriert. Sie weiß mittlerweile, daß »Schreiben und Sprechen [...] nicht dasselbe« ist.<sup>101</sup>

Auch Hölderlins Briefroman wird diese Unhintergebarkeit der Reflexion gerade für den Prozeß der im Briefschreiben sich gestaltenden empirischen Subjektivität und Individualität des Schreibers innerpoetisch darstellen und damit von ihrem nur scheinbar paradoxalen Charakter befreien, weil er die Mittelbarkeit epistolarer Subjektivität als deren Besonderheit und so deren eigenständige Leistung begreift und schätzen lernt. Tiecks *William Lovell* dagegen wird an diesem

<sup>94</sup> Ebd., S. 225.

<sup>95</sup> Goethe (1887–1919), IV.1, S. 143.

<sup>96</sup> Wilhelm Vosskamp: Dialogische Vergegenwärtigung beim Schreiben und Lesen. Zur Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert. In: DVjS 45 (1971), S. 80–116, hier S. 85.

<sup>97</sup> Vgl. dazu die Beispiele bei Arto-Haumacher, S. 189ff.

<sup>98</sup> In Gellerts Briefkonzept entspricht die auch hier unabdingbare Reflexion exakt dem, was Hegel in seiner Logik als »äußere Reflexion« bestimmte, vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Wissenschaft der Logik II. In: ders.: Werke in 20 Bänden. Hg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Frankfurt a.M 1986, Bd. VI, S. 28ff.

<sup>99</sup> Schöne, S. 217; Hervorhebung von mir.

<sup>100</sup> Vgl. hierzu Michael Bernsen: Der Strategiestreit in den »Liaisons Dangereuses«. Von der Ermattungs- zur Niederwerfungstaktik. In: Das fremde Wort. Festschrift für K. Maurer. Hg. von Ilse Nolting-Hauff. Amsterdam 1988, S. 276–305, der zu belegen vermag, daß die Briefe der Merteuil entscheidendes Instrument ihrer »Strategie« in der Auseinandersetzung mit Valmont sind.

<sup>101</sup> Choderlos de Laclos: Gefährliche Liebschaften. Deutsch von Franz Blei. Zürich 1985, S. 75f.

als unüberbrückbar gestalteten Widerspruch die »Auflösung« der Gattung<sup>102</sup> zu inszenieren versuchen, weil die durch zeitliche Sukzession und diskursive Relationalität konstituierte Rationalität des epistolaren Ich der überbordenden Fülle der Empfindungen nicht mehr zu entsprechen vermag: »Kein Zeichen entspricht der lebendigen Glut in meinem Innern.«<sup>103</sup> Für Lovell werden Briefe daher zu »lahmen und ungeschickten Boten«<sup>104</sup> und potentiell zu Instrumenten der Unwahrheit.<sup>105</sup>

Reduziert man also den »eigentlichen Brief« auf die Darstellung unmittelbarer, gesteigerter Gefühlsexpression einerseits und auf seine intentionale, d.h. auf emotionsgesteuerte Kommunikation ausgerichtete Funktion andererseits, wie dies nicht nur viele Briefromaneutoren des 18., sondern auch namhafte Brieftheoretiker des 19. und 20. Jahrhunderts versuchten,<sup>106</sup> dann muß zum einen tatsächlich der Liebesbrief als ideale Verknüpfung von »Entformalisierung und emotionsgesteuerter Humanisierung«<sup>107</sup> zum Muster des Briefes schlechthin erhoben werden, dann muß aber zum anderen auch die Möglichkeit einer bewußten Gestaltung solcher Episteln unbegründet wirken: Obwohl Gellert das Natürlichkeitspostulat aufgestellt hatte, war der Schein von Spontaneität und Unmittelbarkeit für ihn doch durchaus einübbar, und daher eine Forderung an den Briefschreiber:

Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in seinen Gedanken, das sich bei seiner Zubereitung nicht gleich ergeben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint.<sup>108</sup>

Es ist das letztlich begründungslose Nebeneinander von natürlicher Unmittelbarkeit und ihrer vom zugrundeliegenden Moralitätskonzept geforderten Gestaltbarkeit, die Karl Philipp Moritz theoretisch (so wie schon Goethe praktisch) noch von Gellert Abstand nehmen ließ. Dabei verstärkt sein zum Postulat der »Originalität« gesteigerter Individualitätsbegriff<sup>109</sup> den zentralen Widerspruch einer emotionalistischen Epistolartheorie insofern, als hier die Bestimmung des Briefes

<sup>102</sup> Vgl. dazu Susanne Scharnowski: *Emphase und Skepsis. Ludwig Tiecks »William Lovell« und Clemens Brentanos »Godwi« als Briefromane.* In: *Wirkendes Wort* 1/1990, S. 22–32; Heilmann, S. 11f. und S. 211ff. sowie Susanne Scharnowski: *Ein wildes gestaltloses Lied. Clemens Brentanos »Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter«.* Würzburg 1996, S. 43ff.

<sup>103</sup> Ludwig Tieck: *William Lovell.* Hg. von Walter Münz. Stuttgart 1986, S. 61.

<sup>104</sup> Ebd., S. 347.

<sup>105</sup> Ebd., S. 396ff.

<sup>106</sup> So vor allem Steinhausen und Nickisch; anders dagegen Bürgel; Wolfgang G. Müller (1980) und Wolfgang G. Müller (1985).

<sup>107</sup> Wegmann, S. 76.

<sup>108</sup> Gellert (1979) II, S. 142.

<sup>109</sup> Zu Moritz' Originalitätsbegriff und dessen Widersprüchen vgl. Ulrike Zeuch: *»Kraft« als Inbegriff menschlicher Seelentätigkeit in der Anthropologie der Spätaufklärung (Herder und Moritz).* In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 43 (1999), S. 99–122, spez. S. 116.

als »getreues Gemälde der mündlichen Rede«<sup>110</sup> von keiner moralistischen Gesprächsrhetorik mehr eingeschränkt wird. Moritz verwirft noch deutlicher die notwendigen Reflexionsleistungen der Schriftlichkeit des Briefes, »weil der Werth eines Briefes darinn besteht, daß er ein getreuer Abdruck von den eigenen Wendungen in den Gedanken, und in dem mündlichen Ausdruck eines jeden sey.«<sup>111</sup> Nach Gellerts nurmehr exemplaristischem Briefsteller muß Moritz jede wie auch immer organisierte Anleitung zum Verfassen von Briefen zum Widersinn und zur »Schande unseres Zeitalters« erklären.<sup>112</sup>

Die empfindsame Brieftheorie basiert mithin auf der Illusion, von zentralen Wesensmerkmalen des Briefes abstrahieren zu können, auf dem Versuch also, die raum-zeitliche Distanz, die Vermittlungsinstanz der Reflexion, damit die Differenz von Natürlichkeit und Moralität, ja letztlich die spezifische Individualität in der Herzengemeinschaft mit dem Adressaten zu negieren, und all dies zur Kultivierung einer Individualität, Kommunikativität und Interpersonalität, die als emotionsgesteuerte zum Inbegriff wahrer Humanität verklärt wird. Der Brief wird mit dieser Theorie seines grundlegenden Vermittlungscharakters beraubt, um zum Instrument einer Individualität und Interpersonalität empirisch-emotionalistischer Couleur werden zu können. Daß mit diesem Konzept das Gros der Brieftheorien, aber auch der *Intentionen* empfindsamer Briefpraxis des 18. Jahrhunderts erfaßt werden kann, läßt sich nicht bestreiten. Hingegen können mit dieser Theorie bestimmte, für das 18. Jahrhundert ebenso paradigmatische Briefcorpora wie die Privatbriefe Lessings oder Kants nicht angemessen erfaßt werden. Auch der in der Briefpraxis des 18. Jahrhunderts bedeutende und zu Unrecht mit dem Verdikt der »Lebensferne« und Trockenheit belegte »offiziell-amtliche Schriftverkehr«<sup>113</sup> muß in einer tragfähigen Theorie des Briefes erfaßt werden können.<sup>114</sup> Es ist hier nicht der Ort, eine solche Theorie des Briefes zu entwerfen.

In signifikanter Weise wird daher die Berliner und Heidelberger Frühromantik um die Jahrhundertwende den Brief als Darstellungsmittel gesteigerter Emotionalität empirischer Individualität in ihren Briefromanen zu destruieren versuchen, weil das nunmehr religiös überhöhte Gefühl die Grenzen epistolar realisierbarer Individualität übersteigen will.<sup>115</sup> Im Unterschied dazu gibt Hölderlin den Brief

---

<sup>110</sup> Karl Philipp Moritz: Anleitung zum Briefeschreiben. Berlin 1783; zitiert nach Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays. Hg. von Angelika Ebrecht, Regina Nörtemann u. Herta Schwarz. Stuttgart/Weimar 1990, S. 144.

<sup>111</sup> Ebd.

<sup>112</sup> Ebd.

<sup>113</sup> Nickisch, S. 50.

<sup>114</sup> Ansätze hierzu scheinen mir bei Bürgel, Wolfgang G. Müller (1980), Wolfgang G. Müller (1985), Lothar Müller und Vellusig, S. 23ff. geleistet.

<sup>115</sup> Vgl. hierzu Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. Frankfurt a.M. 1989 sowie Herta Schwarz: »Brieftheorie« in der Romantik. In: Brieftheorie des 18. Jahrhunderts, S. 225–238.

keineswegs auf,<sup>116</sup> gerade weil er auf die unterschiedlichen Dimensionen seiner Mittelbarkeit aufmerksam wird, und diese bewußt zu gestalten unternimmt.<sup>117</sup> Der Destruktion von Subjektivität durch den romantischen Brief<sup>118</sup> setzte er das Konzept epistolarer Subjektivitätskonstitution entgegen. Hölderlin erkannte im Brief eine Mittelbarkeit, die – anders als die des rein theoretischen Gedankens – an die je konkrete Individualität des in diesem Medium Reflektierenden gebunden bleibt.<sup>119</sup> Der Brief wurde dadurch zu einem ›Ort‹, an dem sich jener Prozeß als aktiv zu betreibender dokumentieren ließ, den Kant beschrieben hatte als »die Art [...], wie man den Gesetzen der reinen praktischen Vernunft *Eingang* in das menschliche Gemüt, *Einfluß* auf die Maximen desselben verschaffen, d.i. die objektiv-praktische Vernunft auch *subjektiv* praktisch machen könne.«<sup>120</sup>

Dabei kam dem Brief diese enorme Möglichkeit zu, weil solche Reflexionen auf die ebenfalls konkrete Individualität des Adressaten auszurichten waren. Der ältere, in seiner Einsamkeit in Bad Homburg auf Briefe angewiesene Hölderlin hatte nämlich begriffen, daß der Topos vom Brief als ›halbem Gespräch‹ nur dann Gültigkeit erhält, wenn dessen ›Halbierung‹ nicht als Depravation,<sup>121</sup> sondern als konstituierende Eigenschaft gewürdigt wird:

---

<sup>116</sup> Zu Recht hat auch Bohrer (S. 55) erkannt, daß Hölderlin in den ›Diskurs‹ romantischer Subjektivität, die recht eigentlich eine Aufhebung der Möglichkeiten konkreter Individualität überhaupt ist, und deren im romantischen Brief gestalteten »Zernichtung« nicht zu integrieren ist. Weil Bohrer aber verkennt, daß romantische Subjektivität eine *contradictio in adjecto* bleibt und daher der romantische Brief als deren Form die Zerstörung dieses Reflexions- und Kommunikationsmediums befördert (nicht zufällig sind es Kafkas Tagebücher, die Bohrer zum Paradigma erhebt), übersieht er auch, daß Hölderlins Briefe den strukturellen Möglichkeiten dieser Form näher bleibt als die Romantik.

<sup>117</sup> Spät wird er das Verhältnis von Unmittelbarkeit und Vermittlung auf einen Begriff bringen, wenn er schreibt: »Das Unmittelbare, streng genommen, ist für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen; [...] Die strenge Mittelbarkeit ist aber das Gesez.« (Pindar-Fragmente, MHA II, S. 381; vgl. dazu auch Gerhard Kurz Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin. Stuttgart 1975). Inwieweit seine Arbeit am Briefroman und damit seine Überlegungen zum Brief für diese späteren Einsichten eine Rolle spielen, wird wohl unbekannt bleiben müssen.

<sup>118</sup> Vgl. dazu Schwarz, S. 231.

<sup>119</sup> Nur weil er die reflektierende Subjektivität als konstitutives Moment epistolaren Schreibens nicht nur grundsätzlich, sondern auch als Erkenntnis Hölderlins verkennt und nahezu ausschließlich das Kommunikative betrachtet, kann Pankow (2002, S. 84–88) seine Vorstellung sogenannter »Brieflichkeit« entfalten, die auf einem spätphänomenologischen Alteritätskonzept gründet und so nicht viel mehr als schicksalsverliebt Geraune produziert. Weder mit dem historischen Kontext der Brieftheorie und -praxis des 18. Jahrhunderts noch mit Hölderlins systematischen Grundlegungen seiner Briefromankonzeption haben diese Ausführungen tatsächlich zu tun.

<sup>120</sup> KpV, Kant (1983) VI, S. 287.

<sup>121</sup> Vgl. hierzu nochmals Wolfgang G. Müller (1985), S. 70f. Die Macht der Metapher läßt sich beispielhaft an jener des Briefes als eines ›halben Gesprächs‹ nachzeichnen: Denn die historische Briefforschung des späten 20. Jahrhunderts – gebündelt in dem Katalog zur Ausstellung *Der Brief* (vgl. Breyer u. Täubrich (1996)) – nimmt an, daß der Privatbrief durch die neuen Kommunikationsmedien letztlich abgelöst würde, weil diese seine

Ich lebe so sehr mit mir allein, daß ich oft jezt gerne in einer müßigen Stunde mit einem unbefangenen Freunde *schriftlich mich über Gegenstände unterhalten möchte*, die mir nahe liegen, und das macht mich dann, wie Du siehest, geschwägiger, als vielleicht dem andern angenehm ist.<sup>122</sup>

Hier will keiner mehr Gespräche führen. Hölderlin will sich mittelbar, nämlich schriftlich unterhalten. Es ist diese Einsicht Hölderlins in die eigentümlichen Möglichkeiten und Leistungen des Briefes, die – aus seiner Mittelbarkeit resultierend<sup>123</sup> – zugleich Unmittelbares produziert, nämlich den Einzelnen als Schreibenden direkt betreffende Sachverhalte, die Adornos im Motto dieser Einleitung angeführte Bestimmung *Benjamin[s], de[s] Briefschreiber[s]* auch auf Hölderlin anwenden läßt, weil auch ihn die »vermittelte, objektivierte Unmittelbarkeit«<sup>124</sup> des Briefes zu diesem Medium als bevorzugter Form ermutigte.

Es ist die Besonderheit des Briefes, die allererst einsichtig wird, wenn man dieses Reflexionsmedium von seinen – historisch gleichwohl bedeutsamen und produktiven – empfindsamen Entstellungen und deren romantischen Radikalisierungen<sup>125</sup> befreit, welche Hölderlin offenbar dazu veranlaßten, die epistolare

---

Funktion besser ausfüllen könnten. Dieser These liegt die Prämisse zugrunde, der Brief sei nichts anderes als ein Gespräch mit eingeschränkten Mitteln. Tatsächlich hat ja selbst die Literatur auf diese Umstellung medialer Kommunikation reagiert, indem sie ›Briefromane‹ hervorbringt, die einzig durch Faxe, E-Mails und Anrufbeantworter gestaltet werden (vgl. Ronald Munson: fan mail. Frankfurt a.M. 1994) und in ihrer Sprachform belegen, daß diese Medialkommunikation tatsächlich zum direkten Gespräch tendiert. Anke Bennholdt-Thomsen (Zur Geschichtlichkeit des Liebesbriefes. Eine dissonante Dokumentation aus dem Jahre 1930. In: Runge u. Steinbrügge (Hg.), S. 193–224) hat jedoch gezeigt, daß Briefe auch in Zeiten neuer Medien etwas »zur Sprache [bringen], was weder mündlich noch fernmündlich mitgeteilt werden« kann. Einer der ambitioniertesten Romane der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts bringt dieses »etwas« folgendermaßen auf den Begriff: »Der Brief als Mittel, um sich aus einer peinlichen Situation oder einem Konflikt zu retten. Nicht selten hatte er eine Liebesbeziehung auf dem Postwege abgebrochen, und noch häufiger hatte er jemandem auf diese Weise die Freundschaft oder Zusammenarbeit aufgekündigt. Liebeserklärungen, Geständnisse, Vorwürfe, Komplimente, Beleidigungen, Enthüllungen – alles lieber brieflich als Auge in Auge. Gut, er wählte dann zwar die persönlichste aller schriftlichen Ausdrucksformen, aber trotzdem: schriftlich. Das heißt durchdacht, ausgereift, indirekt, unsichtbar, versteckt, schleichend, platonisch. Bei seinen Abrechnungen bediente er sich der Feder, und der schleichende Umweg für das in den Rücken gestoßene Messer wurde bestenfalls legitimiert durch die daraus resultierende Eloquenz.« (Adrianus Franciscus Theodorus van der Heijden: Der Anwalt der Hähne. Frankfurt a.M. 1995, S. 165.) Die These vom historischen Ende des Privatbriefes scheint mir weniger ein fundamentum in re zu haben, als vielmehr den individualitätsfeindlichen Prämissen der Postmoderne oder/und den ökonomischen Interessen der Kommunikationsindustrie, die nicht zufällig die oben erwähnte Ausstellung organisierte, geschuldet.

<sup>122</sup> MHA II, S. 782; Hervorhebung von mir.

<sup>123</sup> Zu Recht stellt Kurz (1975) die Reflexionskategorie der Mittelbarkeit ins Zentrum seiner Studie zu Hölderlin – ohne allerdings eine Anbindung an die epistolare Formierung dieser Kategorie im ›Hyperion‹ herzustellen.

<sup>124</sup> Theodor W. Adorno: Benjamin, der Briefschreiber. In: ders.: Noten zur Literatur. Frankfurt a.M. 1974, S. 583–590, hier S. 584f.

<sup>125</sup> Vgl. dazu Bohrer (1989).

Form zu derjenigen seiner Dichtung zu machen, um der »Unhintergebarkeit von Individualität«<sup>126</sup> eine poetische Gestalt zu geben.

## Zur historischen Poetik des Briefromans im 18. Jahrhundert

Der europäische Briefroman erhob nun spätestens seit Richardson<sup>127</sup> den emotionalistischen Brief zu einem der identitätskonstitutiven Medien der sinnlichkeitsrehabilitierenden Aufklärung um die Mitte des Jahrhunderts und zugleich zur Kunstgattung. Er gestaltete dabei in unterschiedlicher Hinsicht vor allem das Unmittelbarkeitspostulat<sup>128</sup> empfindsamer Epistologie. Dies gelang den Romanautoren u.a. dadurch, daß sie den Fiktionscharakter dieser Prosa »schlichtweg leugneten« und zwar mit Hilfe jener »Fiktion von Authentizität«,<sup>129</sup> die die Forschung als eines der entscheidenden Merkmale des Briefromans bezeichnet: »Die Perser, die hier schreiben, wohnten bei mir,« läßt schon Montesquieu in der Einleitung seiner *Lettres persanes* (1721)<sup>130</sup> den Leser wissen, Rousseau berichtet in der Vorrede seiner *Nouvelle Héloïse* (1761) ausführlich von »der Geschichte Wahrheit«,<sup>131</sup> in *The Expedition of Humphrey Clinker* (1771) des Tobias Smollet tauschen sich der fiktive Herausgeber und der Buchhändler in einem vorgeschalteten Briefwechsel über die Frage aus, ob »die Veröffentlichung der Privatkorrespondenz noch am Leben befindlicher Personen eine Strafverfolgung nach sich ziehen könnte«,<sup>132</sup> und auch Goethe bedient sich im *Werther* (1774) bekanntlich eines Herausgebers, der versichert, die Materialien »von der Geschichte des armen Werther [...] mit Fleiß gesammelt« zu haben.<sup>133</sup> In den Instanzen des Sammlers, Editors und

<sup>126</sup> Manfred Frank: Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer »postmodernen« Toterklärung. Frankfurt a.M. 1986.

<sup>127</sup> Zur reichen Tradition des Briefromans vor Richardson vgl. Helen Sard Hughes: English Epistolary Fiction before Pamela. Chicago 1923; Charles E. Kany: The Beginnings of Epistolary Novel in France, Italy and Spain. Berkley 1937.

<sup>128</sup> Vgl. hierzu auch Monika Moravetz: Formen der Rezeptionslenkung im Briefroman des 18. Jahrhunderts. Richardsons »Clarissa«, Rousseaus »Nouvelle Héloïse« und Laclos' »Liaisons Dangereuses«. Tübingen 1990, S. 26f. sowie Gideon Stiening: Briefroman und Empfindsamkeit. In: »Das Projekt der Empfindsamkeit«. Ein internationales Kolloquium zu Ehren Richard Alewyns (1902–1979). Hg. von Klaus Garber. München [i.D.].

<sup>129</sup> Anette C. Anton: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar 1995.

<sup>130</sup> Charles de Montesquieu: Perserbriefe. Aus dem Französischen von Jürgen von Stackelberg. Frankfurt a.M. 1988, S. 19.

<sup>131</sup> *Nouvelle Héloïse*, Rousseau (1978), S. 5.

<sup>132</sup> Tobias Smollet: *Humphrey Clinkers Reise*. Aus dem Englischen übertragen von Peter Staengle. Zürich 1996, S. 7.

<sup>133</sup> Goethe (1988) VI, S. 7. Auch Pierre Carlet de Marivaux, (*Romane. Das Leben der Marianne – Der Bauer im Glück*. In der Übersetzung von Paul Baudisch. Hg. von Norbert Miller. München 1968, S. 7), Jacobi (Eduard Allwills Papiere. Faksimiledruck der erweiterten Fassung von 1776 aus Chr. M. Wielands »Teutschem Merkur«. Mit einem Nachwort von Heinz Nicolai. Stuttgart 1962, S. 14) und Foscolo (S. 6) bedienen sich der Herausgeberfiktion.

Herausgebers, die teils identisch, teils aber auch durch verschiedene Personen markiert wurden,<sup>134</sup> bemühten sich die Autoren, dem in den Briefen präsentierten Handlungsablauf einen empirischen Wahrheitsgehalt zuzuschreiben – und gerade dadurch eine verallgemeinerbare Bedeutung. Der Briefroman ist durch das häufig verwendete Moment der Herausgeberfiktion als »Illusion der Wirklichkeit«<sup>135</sup> unbestreitbar das literarische Pendant des philosophischen Empirismus der Zeit. Dennoch scheint es mir aus historischen und poetologischen Gründen verfehlt, dieses Authentizitätsinstrument zu einem wesentlichen Element des Briefromans zu erheben. Nicht nur verzichten eine Reihe namhafter Briefromane<sup>136</sup> auf die Gestaltung einer Sammler- oder Herausgeberfiktion, so schon Gabriel Joseph de Guillaumes-Lavergnes *Lettres Portugaises*, John Clelands *Memoirs of Fanny Hill*, oder J.M.R. Lenzens *Waldbruder*; auch Ludwig Tiecks *William Lovell* und Sophie Mereau-Brentanos *Amanda und Eduard* präsentieren ihre Briefreihen ohne die Fiktion einer dokumentaristischen »Beglaubigungsinstanz«.<sup>137</sup> Vor allem Samuel Richardson verzichtet in seinen Standardwerken der Gattung auf diesen Kunstgriff. Daß auch Hölderlin in der Vorrede zu seinem Roman dieses Instrument ausspart, ohne allerdings auf eine Vorrede zu verzichten, macht deutlich, daß nicht der Briefroman des 18. Jahrhunderts überhaupt, sondern nur eine seiner spezifischen Ausrichtungen vom Kunstcharakter zu abstrahieren versuchte.

Entscheidend nämlich ist, daß die Herausgeberfiktion eine zwar verbessernde (weil zugleich verstärkende und vermittelnde),<sup>138</sup> nicht aber notwendige Funktion für die Herstellung eines Unmittelbarkeits- und damit eines je spezifischen Authentizitätseindrucks darstellt. Prägend für diesen Eindruck ist vielmehr ein Strukturprinzip des Briefromans überhaupt, nämlich der unumgänglich unvermittelte Anfang:

[Der Leser des Briefromans] wird vielmehr mitten in das Innere einer ihm gänzlich fremden Person, *mediam in personam*, versetzt, mit deren Regungen in einem nur für sie bedeutsamen Augenblick vertraut gemacht, ohne dessen Ursachen im äußeren Geschehen herausfinden zu können.<sup>139</sup>

Tatsächlich ist dieser »Anfang ohne Anfang«<sup>140</sup> der Form des Briefromans zwingend zueigen: »Doktor! Die Pillen taugen nichts!«, so lautet der erste Satz des

<sup>134</sup> So bei De Laclos, S. 5–10.

<sup>135</sup> So der Titel der Studie von Picard.

<sup>136</sup> Richardson ist insofern keine »gewichtige Ausnahme« von derjenigen Regel, daß »alle Briefromane die Herausgeber-Vorrede nutzen«, wie Miller, S. 156 und ebenso Picard, S. 18 vermeinen. Auch Gaiers Annahme ((1993), S. 109: »Eine Vorrede gehörte zum Roman«) verdeckt das Besondere der Vorrede Hölderlins zum »Hyperion«.

<sup>137</sup> Zur Funktion dieses Fehlens einer Vorrede im »William Lovell«, die eine Herausgeberfiktion ausgestaltete, vgl. Heilmann, S. 236.

<sup>138</sup> Zum Folgenden vgl. Miller, S. 154ff.

<sup>139</sup> Ebd., S. 147.

<sup>140</sup> Ebd., S. 148.

*Humphrey Clinker*<sup>141</sup> und bedarf in der Tat jener rekursiven Erläuterung, die die Briefromane in der Folge ihrer Briefreihen zu gewährleisten haben. Blickt man aber mit Nibert Miller auf einige Anfänge episch-epistolaren Erzählens, so lassen sich neben strukturellen Gemeinsamkeiten durchaus erhebliche Unterschiede feststellen, wie die Autoren auf diesen rezeptionserschwerenden Sachverhalt<sup>142</sup> reagierten und ihn poetisch gestalteten.

Zumeist ist ein lebensweltlicher Einschnitt<sup>143</sup> der briefverfassenden Personen der Romane Ausgangspunkt der dargestellten Handlung, um die Tatsache, daß sie Briefe an befreundete Personen richten, zu legitimieren. Die ersten Sätze vieler Briefromane rekurrieren denn auch zumeist auf den jeweils veranlassenden Sachverhalt: »Die peinlichen Vorfälle in Deiner Familie haben mich aufs äußerste bekümmert, meine teuerste Freundin;«<sup>144</sup> schreibt Anna Howe ihrer engen Vertrauten Clarissa Harlowe und bezieht sich damit auf jenes Duell zwischen Clarissas Bruder und ihrem späteren ›Liebhaber‹ Lovelace, das den im folgenden zentralen Klassenkonflikt symbolisiert. Zugleich benennt sie die Familie als den wichtigsten Ort des weiteren Geschehens, erwähnt die moralischen Kalamitäten für ihre Befindlichkeit, die zum Schreiben veranlaßten, und beteuert das Freundschaftsverhältnis als zentrale Bedingung des vertrauten Briefwechsels.

Ähnlich brillant verbindet der schon zitierte erste Satz Mathew Brambles aus *Humphrey Clinker* die gesundheitlichen Gründe jener den Briefwechsel mit seinem Doktor veranlassenden Reise durch die englischen Kurorte (weil nämlich des Doktors Pillen schon länger nicht wirkten) mit der satirischen Tendenz dieses Briefromans als Sittengemälde der englischen Gesellschaft um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Mit jenem ersten Satz befinden wir uns in der Tat *mediam in personam* Mathew Brambels, jenes ätzend-naiven Kritikers der bürgerlichen Gesellschaft.<sup>145</sup>

Goethes *Werther* macht dann die implizite Vermittlung des »Anfangs ohne Anfang« mit der thematischen Veranlassung der Briefe explizit: »Wie froh bin ich, daß ich weg bin!«<sup>146</sup> Räumliche Distanz, Bedingung der Möglichkeit des

<sup>141</sup> Smollet, S. 15.

<sup>142</sup> Zur Frage synthetischer Rezeption des Briefromans vgl. Vosskamp, S. 107; Miller, S. 150f. sowie die beiden profundesten Arbeiten zum Thema von Janet G. Altman: *Epistolarity. Approaches to a Form*. Columbus 1982, S. 111ff.; Moravetz, S. 38.

<sup>143</sup> Vgl. dazu Miller, S. 148: »Der Autor eines Briefromans wird darum im allgemeinen versuchen, [...] als Herausgeber mit den Briefen an einem bestimmten, thematisch wichtigen Einschnitt zu beginnen: der Abreise oder Ankunft an einem neuen Ort, dem Beginn eines neuen Lebens nach einem verpfuschten Vorleben, wie in Joh. Martin Millers Geschichte Karls von Burgheim (1778–79), dem Herrschaftswechsel, der den Verführer zum Gebieter macht, wie in Richardsons Pamela, dem Gewährwerden der eigenen Liebe, die keine Erfüllung finden darf, wie in Rousseaus *Nouvelle Héloïse* usw.«

<sup>144</sup> Richardson (1994), S. 5.

<sup>145</sup> Vgl. hierzu Altman, S. 172–176.

<sup>146</sup> Goethe (1988), VI, S. 7.

Briefeschreibens überhaupt, wird, weil sie als solche der Grund der erleichterten Befindlichkeit des Protagonisten ist, im ersten, gleich expressiv formulierten, den Schreiber daher charakterisierenden Satz zum Gegenstand des Schreibens.

Hölderlins *Hyperion*, in vielen Elementen polemisch gegen den *Werther* konzipiert,<sup>147</sup> beginnt sein Schreiben ebenfalls mit einem expliziten Bezug auf jene das Schreiben veranlassende räumliche Entfernung vom Adressaten, allerdings im Motiv der Rückkehr: »Der liebe Vaterlandsboden giebt mir wieder Freude und Laid.« Wie in Goethes *Werther* ist dieser erste Satz vor allem als erster Satz eines Briefromans formuliert, weil er nicht nur die psychische Befindlichkeit des Schreibers – hier als ambivalente –, nicht nur den zentralen thematischen Grund dieses Zustandes – hier als politischen –, sondern auch die Rückkehr ins griechische »Vaterland« als räumliche Trennung vom deutschen Briefpartner gestaltet.

Neben solchem expliziten wie impliziten Bezug auf die das Schreiben veranlassenden, lebensverändernden Gegenstände bedienen sich einige Briefromantoren auch des Instruments, das Schreiben selbst, stets Element des epistolaren Formulierens,<sup>148</sup> an den Beginn der Briefreihe zu setzen:

Ich greife zur Feder, um Ihnen zu beweisen, daß ich in Ihrem Wunsch einen Befehl sehe, dem ich mich nicht zu entziehen vermag. Ich werde die anstoßerregenden Abschnitte meines Lebens noch einmal einer gründlichen Betrachtung unterziehen, so unangenehm diese Aufgabe auch sein mag.<sup>149</sup>

In dieser Weise läßt John Cleland seine Protagonistin Fanny Hill ihre zwei autobiographischen Briefe, die den Roman ausmachen, beginnen. Ein wenig subtiler gestaltet sich dieser Bezug auf das Briefeschreiben selbst in Choderlos de Laclos' *Liaisons Dangereuses*:

Du siehst, liebe Freundin, daß ich Wort halte und daß der Toilettentisch mir nicht meine ganze Zeit raubt, – er wird mir immer welche für Dich übriglassen.<sup>150</sup>

<sup>147</sup> Zum Verhältnis *Werther* – *Hyperion*, das im folgenden stets thematisch bleiben wird, vgl. Franz Zinkernagel: *Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion*. Straßburg 1907, S. 59f.; Hans Heinrich Borchardt: *Der Roman der Goethezeit*. Stuttgart 1949, S. 334–362, der gar von »*Hyperion*« als »jüngeren Bruder *Wethers*« spricht; Ryan (1970), S. 175–212; Walter Silz: *Hölderlin's Hyperion. A critical reading*. Philadelphia 1969; Ulrich Fülleborn: »*Werther*« – »*Hyperion*« – »*Malte Laurids Brigge*«. *Prosalyrik und Roman*. In: *Studien zur deutschen Literatur*. Festschrift für Adolf Beck zum siebzigsten Geburtstag. Heidelberg 1979, S. 86–102; Gaskill (1984), S. 15, Haberer, S. 181f., Gaier (1993), S. 113f. und Luigi Reitani: *Hölderlin lettore del »Werther«*. In: *Il bianco e il nero. Studi di filologia e di letteratura*. Università degli Studi di Udine. Dip. di Lingue e Letterature Germaniche e Romanze. Udine 1999, S. 119–135; Rahel Bacher: *Vergleich der Rezeption Homers in Johann Wolfgang Goethes »Die Leiden des jungen Werthers« [sic] und Friedrich Hölderlins »Hyperion«*. In: *HJb 33 (2002/03)*, S. 230–234. Von einer tatsächlich systematischen Vergleichsbetrachtung unter Form- und Inhaltskriterien kann allerdings in keiner dieser Studien die Rede sein.

<sup>148</sup> Vgl. dazu meine Ausführungen zu Gellert auf S. 16 sowie nochmals Wolfgang G. Müller (1985), S. 74f.

<sup>149</sup> Cleland, S. 5.

<sup>150</sup> De Laclos, S. 13.

Die Gesprächsimitation, die von diesem Roman destruiert wird, ist im ersten Satz seines ersten Briefes offensichtlich, zudem verweist die Parallelisierung von Toilettentisch und dem Brief an die Freundin auf die rein gesellschaftliche Funktion dieses epistolaren Schreibens. Das Bürgermädchen Cecile Volange, die in der Folge der Romanhandlung eines der Opfer der Marquise de Merteuil sein wird, wird schon mit diesen ersten Satz als eine Person charakterisiert, die den Reflexionsanforderungen des Gesellschaftskampfes, die die Merteuil gerade an ihrer epistolaren Kompetenz beweisen wird, nicht gewachsen ist. Sie weiß nicht wirklich, was sie tut, indem sie schreibt. Die Merteuil wird sie genau darauf hinweisen.<sup>151</sup>

Auch Clemens Brentano läßt seinen Protagonisten *Godwi* zunächst die äußeren Bedingungen des Briefschreibens erläutern: »Hu! Es ist hier gar nicht heimisch, ein jeder Federstrich halt wieder, wenn der Sturm eine Pause macht.«<sup>152</sup> Und Ludwig Tieck stellt im ersten Satz seines *William Lovell* ebenfalls einen Bezug auf das Briefschreiben selbst her, wenngleich in modifizierter Form: »Wie kommt es denn in aller Welt, daß Du nicht schreibst.«<sup>153</sup> Mit der Thematisierung des Schreibens selbst versuchen die Autoren mithin, den notwendig anfangslosen Anfang ihrer *media in persona* beginnenden Briefromane vermittelnd zu gestalten, und es kann ihnen, wie de Laclos beweist, damit zugleich ein erstes anspielungsreiches Charakterbild gelingen.<sup>154</sup>

Hinsichtlich dieser unterschiedlichen Gestaltungsformen des schwierigen Anfangsproblems im Briefroman, der jene Unmittelbarkeit als unmittelbaren Einsatz *in persona* zum Behuf der Herstellung von Authentizität gestalten will und muß, erscheint aber das Element der Herausgeberfiktion als kontingent. Zwar erleichtert sie, wie Miller am Beispiel des *Werther* und des *Fräulein von Sternheim* zeigte,<sup>155</sup> die anfängliche Rezeption der Romane, weil der Heraus-

<sup>151</sup> Vgl. ebd., S. 265: »Verwenden Sie doch auf Ihren Stil etwas mehr Sorgfalt. Sie schreiben immer noch wie ein Kind.«

<sup>152</sup> Clemens Brentano: *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman*. Hg. von Ernst Behler. Stuttgart 1995, S. 17.

<sup>153</sup> Tieck (1986), S. 9.

<sup>154</sup> Dieses Insistieren auf die gestaltbare Variabilität des beginnenden Briefromans sei gegen Miller (S. 144ff.) formuliert, der die epistolare Prosagattung als Einschränkung der Gestaltungsfreiheit des Erzählers begreift; als Einschränkung deshalb, weil die mit Fielding und Wieland im 18. Jahrhundert entstehende auktoriale Erzählsystematik eine nahezu uneingeschränkte Gestaltungsvielfalt eröffnete, hinter die der Briefroman weit zurückgefallen sei. Daß diese Freiheit allerdings um den Preis der Inthronisation einer allmächtigen, letztlich transindividuellen Erzählerinstanz erkauf ist, die Goethe in den ›Lehrjahren‹ durch deren implizite Verknüpfung mit der Turmgesellschaft auch innerfiktional ausgestaltete, und die – wie Picard zu Recht betonte – formengeschichtlicher Ausdruck des sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden »Absinkens des Vertrauens in die ratio« des Einzelnen widerspiegelt, läßt Miller allerdings unerwähnt. Dennoch hat sich Millers Verdikt über die »inferiore Gattung« durchgesetzt, vgl. beispielsweise Bovenschen, S. 202. Eine noch zu schreibende Geschichte des europäischen Briefromans (Ansätze hierzu bei Altman, S. 117ff.) müßte sich von derart normativer Überformung allerdings befreien.

<sup>155</sup> Miller, S. 146–171.

geber durch eine Reihe von Vorinformationen den abrupten Beginn abfedern kann; er verstärkt zudem durch die Fiktion des Dokumentarischen den empirischen Authentizitätscharakter der Texte. Weil aber – wie Rudolf Picard zu Recht hervorhob – »die Werkimmanenz des Herausgebers vom Publikum gewußt«<sup>156</sup> wurde, und dessen verständnisreicherer Hilfscharakter sich nur bei einigen Autoren in der Authentizitätsfiktion verselbständigte, ist dieses Instrument kein notwendiges Element *des* Briefromans oder gar des empfindsamen Briefromans im 18. Jahrhundert. Choderlos de Laclos kann daher in seinem Briefroman diese Authentizitätsfiktion innerpoetisch destruieren, indem der Herausgeber behauptet, daß er ungeachtet der Vorrede des Sammlers der Briefe »für die Echtheit dieser Sammlung nicht gutstehen [kann] und daß wir selbst gewichtige Gründe haben, anzunehmen, daß das Ganze nur ein Roman ist.«<sup>157</sup> Spätestens mit de Laclos' *Liaisons dangereuses* (1784), einem der Höhepunkte europäischer Briefromankultur, verzichtet die Gattung mithin auf die Aufhebung ihres Fiktionscharakters und gibt sich als Kunstform bewußt zu erkennen. Schon Tieck geht es in seiner direkten Autoransprache an den Leser vor allem darum, potentielle Rezensenten von einer Beurteilung nur des ersten Teiles abzuhalten.<sup>158</sup> Hölderlin, der sich in *Hyperions Jugend* und der *Vorletzten Fassung* seines Romans mit dem Gedanken trug, eine Herausgeberfiktion zu gestalten,<sup>159</sup> muß dieses poetische Instrument in der Endfassung nicht einmal mehr destruieren. Der Verfasser der Vorrede des *Hyperion* ist dessen empirischer Autor Friedrich Hölderlin. Deshalb bleibt diese Vorrede, deren genaue Funktion erst aus ihrem Gehalt zu ermitteln ist, dennoch die Vorrede eines Briefromans.

Ob nun mit oder ohne Herausgeberfiktion, der Briefroman gestaltet von seinem ersten Satz an (und in idealtypischer Form durchgehend bis zum letzten) die Präsentation des epischen Handlungszusammenhangs aus der Perspektive direkt oder indirekt beteiligter Individuen. Im Briefroman gibt es mithin grundsätzlich keine von einem auktorialen Erzähler herstellbare Objektivität an sich, alle Begebenheiten werden aus der Perspektive einer oder mehrerer, im Schreiben sich zugleich lebensweltlich darstellender und psychologisch konturierender Personen präsentiert, um somit »ganz aus dem subjektiven Erleben und Empfinden der Personen dennoch ein reales objektiv auskristallisierendes Geschehen darzustellen.«<sup>160</sup> Weil aber – wie oben angedeutet – der Brief als sprachliche Objektivation subjektiver Vorstellungen der bewußten oder unbewußten (daher äußeren oder inneren) Reflexion bedarf, ist der Briefroman die poetische Gestaltung individu-

<sup>156</sup> Picard, S. 16.

<sup>157</sup> De Laclos, S. 5.

<sup>158</sup> Tieck (1986), S. 9.

<sup>159</sup> Vgl. dazu MHA III, S. 306 und MHA I, S. 557–559; Hölderlin setzt unter den Titel des nicht als Briefroman verfaßten Textes ›Hyperions Jugend‹ ein »herausgegeben von Friedrich Hölderlin« und unterschreibt die Vorrede der ›Vorletzten Fassung‹ mit »Der Herausgeber«.

<sup>160</sup> Miller, S. 183.

eller Reflexion, und zwar noch in der Darstellung emotiver oder rein assoziativ kombinierter Sachverhalte:

Im Briefroman steht im Gegensatz zu früheren, aber auch zu späteren Romantypen die Reflexion des Helden an wichtigerer Stelle als dessen Taten. Eine solche Wendung in der Darstellungstechnik des Romans kann als ästhetische Parallele zu den Wendungen von der scholastischen zur erkenntnistheoretischen Philosophie verstanden werden. Die reflektorisch durchgestaffelte, aus dem Zweifel sich nähernde subjektive Perspektive der dargestellten Personen entspricht in dem Jahrhundert der erkenntnistheoretischen Philosophie einer modernen Denk- und Darstellungsweise. Es ist diejenige literarische Form, die wesentlich geeignet ist, die Leistungen des Verstandes in literarisches Abbild zu bringen.<sup>161</sup>

Eine zentrale These der folgenden Studie besteht vor diesem Hintergrund darin, Hölderlins Entscheidung für die Form des Briefromans aus seinem transzendentalphilosophischen Credo<sup>162</sup> zu begründen, das er in der *Metrischen Fassung* dergestalt zusammenfaßt:

Doch, lieber Fremdling, sage mir, was ist,  
Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?<sup>163</sup>

Hinsichtlich der Tätigkeit des Autors bedeutet diese erzählsystematische Besonderheit des Briefromans, die aufgrund ihrer Allgemeinheit eine historisch invariante Grundstruktur der Gattung ausmacht, nicht nur Einschränkungen. Schon Montesquieu, der die Form des Briefromans deshalb besonders schätzte, weil sie die Möglichkeit zur zwanglosen Integration theoretischer »Abschweifungen« besser erlaubte als andere, brachte dieses allgemeine Moment dergestalt auf den Begriff, daß »der Autor in der günstigen Lage [ist], in den Roman Philosophie, Politik und Moral einbringen zu können und das Ganze sozusagen mit einer verborgenen, unbekanntenen Kette aneinanderzubinden.«<sup>164</sup> Es ist aber eben die Form des Briefromans, die erlaubt, ja gebietet, noch die abstraktesten Gedanken aus »Politik, Philosophie und Moral« an das Ich des Schreibers, die eigentliche ›Kette des Ganzen‹, zu binden.

Nun stellte diese ProsaGattung aber durchaus unterschiedliche Möglichkeiten bereit, jenes Zugleich von ›verborgener Kette‹ des Ganzen und deren Bindung an die subjektive Reflexion einzelner Briefschreiber zu gestalten. Janet G. Altman und an sie anschließend Monika Moravetz haben eine durchaus tragfähige Typologie der Formen des Briefromans entwickelt, die die diversen Variationen dieser Gattung zu erfassen vermögen und die zugleich beweisen, daß der Briefroman keineswegs auf die gehaltlichen Intentionen und daher auch nicht

<sup>161</sup> Picard, S. 19.

<sup>162</sup> Zu dieser philosophischen Hintergrundthematik vgl. Christoph Jamme: »Ein ungelehrtes Buch«. Die philosophische Gemeinschaft zwischen Hölderlin und Hegel in Frankfurt a.M. 1797–1800. Bonn 1983, S. 80; Henrich (1992), S. 274ff. und meine Ausführungen auf S. 36f.

<sup>163</sup> MHA I, S. 518.

<sup>164</sup> Montesquieu: Vorrede zur Ausgabe von 1754. In: ders. (1985), S. 277f.

auf die historische Epoche der Empfindsamkeit zu reduzieren ist.<sup>165</sup> Die dafür angewandten Kriterien, die allerdings nicht nur hinsichtlich des *Hyperion* zu erweitern sind, bestehen

- a) in der Anzahl der an der fiktiven Korrespondenz beteiligten Personen,
- b) in der Unterscheidung zwischen der Gestaltung des Briefes als reinem Darstellungsmedium und einer solchen, die den Brief zum handlungskonstitutiven Element macht, sowie
- c) der Anzahl der gestalteten Handlungsstränge.<sup>166</sup>

Dieser zunächst rein formale Kriterienapparat scheint mir deshalb besonders leistungsfähig zu sein, weil er die Unterscheidung zwischen monologischen, dialogischen und polylogischen Briefromanen in einer Weise faßt, die von einer normativen Hierarchisierung dieser Typen befreit, welche von der älteren deutschen Briefromanforschung in bis heute einflußreicher Weise unternommen wurde.<sup>167</sup> Den polylogischen Briefroman zur »Idealform«<sup>168</sup> der Gattung deshalb zu erklären, weil der Brief eine adressatenbezogene Form kommunikativer Prosa sei, sieht davon ab, daß die *poetische* Gestaltung epistolaren Schreibens die Bestimmungsmomente des Briefes durchaus frei gestalten kann. Zudem ist die Entscheidung für einen monoperspektivischen Briefroman durchaus eine Entscheidung *für* (und nicht gegen) eine spezifische Adressaten- und Kommunikationsbezogenheit des Schreibers, und zwar eine höchst vermittelte. Goethe verwendet nämlich die monologische Briefromanform im *Werther*, den Miller aufgrund seiner Entscheidung für den mehrstimmigen Briefroman als Idealform der Gattung unsinniger Weise schon zu einem Exempel ihrer Aufhebung statuieren muß,<sup>169</sup> nicht nur,

<sup>165</sup> Zum Folgenden vgl. Altman, S. 185–215 und Moravetz, S. 31–33.

<sup>166</sup> Moravetz (S. 33) erweitert diesen Kriterienkatalog noch um die ihrem Ansatz entsprechende rezeptionsästhetische Unterscheidung zwischen »identifikatorisch-affektiver Wirkungsintention« und »intellektuell-distanzierender Wirkungsintention.« Es ist hier nicht der Ort, eine – für eine Bewertung allerdings notwendige – allgemeine Auseinandersetzung mit der Rezeptionstheorie zu führen. Ich übernehme diese Kriterien jedoch deshalb nicht, weil ich die Möglichkeiten begrifflicher Objektivation einer Wirkungsintention sehr gering einschätze. Schon allein die Frage, ob Laclos nicht doch die Absicht hatte, eine der brillanten Intellektualität der Merteuil geschuldete Identifikation – durchaus intellektueller Natur – mit seinem Roman zu gestalten, die er nur äußerlich aus Rücksicht auf das Moralitätsverständnis des – bürgerlichen – Publikums durch die (der Natur überantwortete) Bestrafung der Marquise bricht, läßt sich doch wohl nicht vollständig klären. Daß Hölderlin zudem die Absicht einer identifikatorischen Lektüre seines Romans hegte, legt die Vorrede der Endgültigen Fassung, die von der Hoffnung auf die »Liebe der Deutschen« (I, S. 3) redet, durchaus nahe; daß diese sich allerdings rein affektiv gestalten sollte, darf füglich bestritten werden. Schon der Briefschreiber selbst distanziert sich nämlich zunehmend von sich selbst. Identifikation kann hier nur als intellektuell-distanzierende geschehen, eine Möglichkeit, die die Distinktionen dieses rezeptionstheoretischen Ansatzes überschreitet.

<sup>167</sup> Vgl. hierzu vor allem die Arbeiten von Miller, S. 144ff. und Vosskamp, S. 96, deren These vom Ideal des polyperspektivischen Briefromans allerdings weiterhin Anwendung findet; vgl. dazu Scharnowski (1996), S. 27ff.

<sup>168</sup> Miller, S. 144ff.

<sup>169</sup> Ebd., S. 198ff.

weil er einzig die Innenwelt seines Protagonisten uneingeschränkt ausbreiten will – also die Bindung epistolaren Erzählens an eine empirische Individualität nutzt – sondern auch, gerade weil er Werthers vollständige Abhängigkeit von stetiger Kommunikation vorführt: Werther weiß stets nur, wie es um ihn steht, wenn er seine Befindlichkeit in Briefen an Wilhelm niedergeschrieben hat, er geht aber zugrunde, weil er *dieses* Bedürfnis nach Gemeinschaft vollständig ignoriert.<sup>170</sup> Eine Idealform des Briefromans zu behaupten, verkennt mithin das poetische Gestaltungspotential der Varianten der Gattung.

Dagegen erweist sich eine bewertungslose Differenzierung zwischen mono-, dia- und polylogischen Briefromanen als außerordentlich tragfähig, die nicht nur die Distinktion zwischen reflexionsdominierten und handlungskonstitutiven Briefen der Absender und Adressaten integriert, sondern auch die Anzahl der die Handlungsstränge bedingenden Faktoren berücksichtigt, weil sie die Fülle der Formen und Funktionen der in den Romanen gestalteten Briefe zu erfassen vermag.<sup>171</sup>

Hinsichtlich des monologischen Briefromans, der in bezug auf *Hyperion* hier einzig interessiert, kann nämlich gezeigt werden, daß Hölderlins Briefroman sich dadurch spezifizieren läßt, daß er

- 1.) nur einen Handlungsstrang vollständig ausführt, nämlich die Lebensgeschichte des Schreibers. Er unterscheidet sich hierin beispielsweise von den *Liaisons dangereuses* oder den *Lettres persanes*, die sich durch das Überlagern mehrerer Handlungsverläufe auszeichnen;
- 2.) eine spezifische Variante des Dynamik und Statik korrelierenden Typus darstellt, weil der Absender (*Hyperion*) – in allen als Briefroman ausgeführten Stufen des Romans – in die berichtete Handlung involviert ist, der Adressat (*Kallias*, *Bellarmin*) jedoch nicht.

Dem *Hyperion* eigentümlich ist allerdings, daß die Briefe – zumindest in der Endgültigen Fassung des Romans – zwar nicht in die Handlung der geschilderten Begebenheiten als deren vorantreibende Funktionselemente integriert sind, wie bei *Werther* oder der *Nouvelle Héloïse*, wohl aber entscheidende Funktionsträger

<sup>170</sup> Zu dieser Interpretation vgl. Walter Erhart: Beziehungsexperimente: Goethes ›Werther‹ und Wielands ›Musarion‹. In: Goethes ›Werther‹. Kritik und Forschung. Hg. von Hans Peter Herrmann. Darmstadt <sup>2</sup>1993, S. 403–427.

<sup>171</sup> Vor allem die Differenzierung in dia- und polylogischen Roman, die Miller und Vosskamp noch gar nicht vollziehen und die auf Jean Rousset (*Forme et signification*. Paris 1970) zurückgeht, leistet beispielsweise für die genaue Betrachtung ›Humphrey Clinkers‹ Grundlegendes. Erst sie läßt nämlich erkennen, daß Smollets Roman keineswegs jener polylogische Briefroman ist, der beispielsweise ›Clarissa‹ oder die ›Liaisons dangereuses‹ auszeichnet, weil diese durch ein System sich überschneidender Briefkorrespondenzen ausgezeichnet sind. Dagegen gestaltet Smollet seinen Roman durch drei parallel verfaßte, sich aber gerade nicht überschneidende Korrespondenzen je zweier Briefpartner, die sich allerdings als solche gegenseitig relativierend erläutern. Smollet strebt mit dieser Form die satirische Entlarvung seiner Figuren an, wohingegen De Laclous den Brief zum handlungskonstitutiven Instrument der Politik nobilitiert; vgl. hierzu Bernsen.

der ›Reflexionshandlungen‹ des schreibenden Eremiten sind. Hölderlins Roman »sprengt« damit keineswegs die Typologie des Briefromans.<sup>172</sup> Er fügt vielmehr mit dieser Konstellation, die die handlungsferne »Statik« der abgesandten Briefe zum Grund der »Dynamik« ihrer eigentlichen Handlung, der Veränderungen des Schreibers, werden läßt, dem monoperspektivischen Briefroman eine weitere Variante hinzu. Weil der *Hyperion* der Verständnishilfe eines erläuternden Herausgebers entbehren kann, die noch der *Werther* erforderte, avanciert er durch diese erzählssystematische Konstruktion zu einem der ›geschlossenen‹ monologischen Briefromane des 18. Jahrhunderts.<sup>173</sup>

Dies läßt sich konkreter an einem Vergleich mit anderen Exemplaren dieses Typus belegen: In *La vie de Marianne* und *Memoirs of Fanny Hill* schreiben die Protagonistinnen ihre Briefe in quasi-autobiographischer Distanz zu den geschilderten Begebenheiten ihres Lebens. Auf ihre Befindlichkeiten und ihre (in diesen Fällen moralischen) Positionen zum Zeitpunkt des Schreibens haben jene Beschreibungen, die diese Romane in der Tat zu »Briefbekenntnisromanen«<sup>174</sup> machen, keinen Einfluß. Anders dagegen *Werther*: Dessen Protagonist verfaßt seine Briefe in unmittelbarer Nähe zu den erlebten Ereignissen; als Expression seiner Befindlichkeiten, die von ihrem Reflexionscharakter absehen wollen, erhalten sie ihre tragende Funktion in der Leidensgeschichte des jungen Werther, der, »nur weil« – um es nochmals zu zitieren – »er Briefe schreibt, solche Briefe, im Selbstmord enden [muß].«<sup>175</sup> Tendiert der Briefbekenntnisroman in der Tat zur Autobiographie, die den Brief als Form äußerlich macht, so bedient sich Goethe in einer Weise des Briefes, der in emotionalistisch-emphindsamere Tradition von dessen zentralen Wesensmerkmalen abstrahiert. Beides sind aber Formen des Briefromans, die die Gattung keineswegs auflösen oder aufheben, sondern in der dominanten Verwendung einzelner Elemente des Briefes als Form und damit im Spannungsverhältnis zu allen anderen ihre Besonderheit gestalten. Hölderlin, der in den Vorfassungen seines Romans sich lange Zeit der aktualistischen *Werther*-Variante bediente, gestaltet die Endfassung des *Hyperion* nun weder als Briefbekenntnisroman<sup>176</sup> noch als monologische Aktualepistel in *Werther*- oder *Donamar*-Nachfolge. Er verknüpft vielmehr die Geschlossenheit des Bekenntnisromans mit der Spontaneität und handlungskonstitutiven Dynamik des aktualistischen Briefromans. Diese hier nur thetisch ausführbaren Überlegungen sollen in der nachfolgenden Untersuchung konkreter ausgeführt werden.

<sup>172</sup> Vgl. dazu nochmals Engel (1993), S. 379.

<sup>173</sup> Und entspricht damit dem von Scharnowski ((1996), S. 27) erläuterten »Briefroman in seiner reinsten Form.« In einer etwas unglücklichen Formulierung spricht Strack zu Recht davon, daß es »keinen monologischen Roman als diesen« gebe; vgl. Stracks Diskussionsbeitrag zu Mahoney, S. 235.

<sup>174</sup> So der in der Forschung geläufige terminus technicus von Miller, S. 145ff.

<sup>175</sup> Vgl. nochmals Schöne, S. 217.

<sup>176</sup> Dies behaupten, allerdings in Unkenntnis der neueren romanistischen und anglistischen Briefromanforschung Gaskill (1984), S. 13–26, spez. S. 18ff., und Helmut Hühn, S. 55.

Zuvor muß jedoch noch auf ein Kriterium hingewiesen werden, das in den formalnarrativen Studien zum europäischen Briefroman zumeist ausgespart bleibt, in der vormaligen Zuweisung dieser Gattung zum Zeitalter der Empfindsamkeit allerdings eine entscheidende Rolle spielte: Zu Recht wird in der Forschung stets ausgeführt, daß der Briefroman aufgrund seiner Bindung an die konkrete Individualität der Absender und Adressaten zu einer Darstellung der empirisch-psychischen Befindlichkeit derselben verpflichtet ist. Nun hatte schon Gellert ausgeführt, daß die an diesem Kriterium des Individuellen orientierte Briefpoetik am besten durch das Berichten »von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens« zu erfüllen ist.<sup>177</sup> Tatsächlich hatte nicht nur der reformierte Privatbrief den bürgerlichen Alltag zu einem der angelegentlichsten Verschriftlichung werten Sachverhalt gemacht, sondern der Briefroman hatte diese Gegenstände in den Kunstrang erhoben. Keineswegs ging es hierbei jedoch um einen Realismus der Darstellung alltäglicher Verrichtungen. Vielmehr mußte es sich bei den Gegenständen des Briefromans um Besonderheiten des gleichwohl *privaten* Lebens handeln.<sup>178</sup> Schon der erste Briefroman von europäischen Rang, die *Lettres Portugaises*, thematisieren daher ein *privates Liebesverhältnis*, das als gescheitertes zum Grund der Briefreihe wird. Es ist die sowohl ideologische als auch alltagspragmatische Besonderheit des privaten Liebesverständnisses,<sup>179</sup> die den Briefroman zum legitimen Gefäß des Ausdrucks glückender oder mißlingender Liebe erhebt. Erst die moralphilosophische Nobilitierung der Liebe als idealer Vergemeinschaftung einerseits und die Reformierung des Privatbriefes als des bevorzugten, aber auch lebensweltlich einzigen Mediums des reflektierten Ausdrucks der konkreten Befindlichkeiten der Akteure andererseits ermöglicht deren Koinzidenz im Briefroman der Empfindsamkeit und dessen nie wieder erreichten Erfolg bei Autoren und Publikum.

Weil aber nicht nur die historische Poetik, sondern auch die poetische Praxis des emotionalistischen (empfindsamen wie frühromantischen) Briefromans im 18. und frühen 19. Jahrhundert in dem vordringlichen Interesse der Gestaltung subjektiver Gefühlswelten vom grundlegend vermittelnden Reflexionscharakter des Briefes zu abstrahieren sich bemühte, scheint der Versuch, gerade auf den

---

<sup>177</sup> Gellert (1979) II, S. 141.

<sup>178</sup> John Brewer (Liebe und Wahnsinn. Die Narrativik der Empfindsamkeit und die Inszenierung des Leids im Roman des späten 18. Jahrhunderts. In: Historische Anthropologie 8.3 (2000), S. 321–343) hat gezeigt, daß dieser Prozeß ein durchaus gegenläufiger war, indem die Themen und Gestaltungsprinzipien des Briefromans auch zur Organisation und Gestaltung nichtfiktiver Privatkorrespondenzen dienten. Das empfindsame Liebesleben – durchs Tugenddidakt auf Sublimation verwiesen – schrieb sich seine Briefromane selber; vgl. auch die Dokumentation der Briefe Gellerts an Karoline Juliane Kirchof bei Sibylle Schönborn, Tanja Reinlein u. Ulrike Bardt: Korrespondiertes Leben. Mediale Vernetzung am Beispiel des Briefwechsels zwischen Christiane Caroline Lucius, Karoline Juliane Kirchof und Christian Fürchtegott Gellert. In: IASL 27.2 (2002), S. 20–44.

<sup>179</sup> Vgl. dazu Sørensen, S. 11–61.

Beispielen *dieser Varianten* der Gattung (offenbar aufgrund seines unbestreitbaren historischen Erfolges) eine *allgemeine* Poetik der Gattung aufzubauen, durchaus verfehlt.<sup>180</sup> Es ist nicht zu bestreiten: gerade weil der emotionalistische Briefroman in der Ausbreitung von Privatheit und der nahezu uneingeschränkten Thematisierung von Liebes- und Freundschaftsthemen – vor allem in ihren problematischen, oftmals scheiternden Verlaufsformen – vom Reflexionsstatus des Beschriebenen abstrahierte, hatte er jenen Erfolg beim bürgerlichen Publikum des 18. Jahrhunderts. Nicht nur eine Betrachtung der *Lettres Persanes*, des *Humphrey Clinker* oder der *Liaisons dangereuses* legt allerdings nahe, diese Koinzidenz als eine historisch zwar bedeutende, hinsichtlich einer allgemeinen Typologie der Gattung allerdings kontingente zu begreifen. Allein diese drei Beispiele, die durchaus – wenngleich kritisch – auf das Thema empfindsamer Liebe bezogen bleiben, belegen nämlich, daß der Briefroman sehr wohl ein weiteres Themen- und *dadurch* auch Formenspektrum ermöglicht, als es die populären Exempel in der Nachfolge Richardsons nahelegen. Montesquieu interessiert sich – wie auch Goldsmith in *Der Weltbürger* – für eine Gestaltung des Innenlebens außereuropäischer Psyche, sicherlich in der satirischen Absicht einer Spiegelung der eigenen Verhältnisse.<sup>181</sup> Smollet, den ebenfalls satirische Absicht treibt, versucht, den Reiseroman mit Hilfe des Briefes subjektivistisch zu formen und belegt damit nicht »die Kombination«<sup>182</sup> beider Gattungen, sondern die Gestaltungsmöglichkeit des Briefromans, dessen zentralem Element, dem Brief, die räumliche Distanz notwendig zukommt. De Laclos hingegen revolutioniert die Funktion des Briefes im Roman nachhaltig, indem er ihn als politisches Instrument im Geschlechter- und Klassenkampf des *ancien régime* vorführt, was übrigens den Realitäten auch des Amtsbriefes durchaus entspricht.<sup>183</sup>

Eine angemessene Betrachtung des Briefromans im 18. Jahrhundert (und darüber hinaus)<sup>184</sup> hat mithin die spezifischen Gehalte der dargestellten Brief-

<sup>180</sup> Vgl. dazu nochmals die behutsame Kritik bei Christiane Arndt (1994).

<sup>181</sup> Vgl. hierzu die detaillierte Analyse des Romans bei Jean Starobinski: *Das Rettende in der Gefahr. Kunstgriffe der Aufklärung*. Frankfurt a.M. 1990, S. 102–137.

<sup>182</sup> So die Formulierung bei Peter Staengle: Nachwort. In: Tobias Smollet: *Humphrey Clinkers Reise*. Aus dem Englischen übertragen von Peter Staengle. Zürich 1996, S. 691–708, spez. S. 707.

<sup>183</sup> Vgl. hierzu Gideon Stiening: Die »Freiheit der gelehrten Feder« und der »Strich des Censors«. Immanuel Kant und die Universitätszensur. In: *Studien zur Entwicklung preußischer Universitäten*. Hg. von Reinhard Brandt, Werner Euler u. Werner Stark. Wiesbaden 1999, S. 163–201, wo ich zu zeigen versuche, daß Kant die Rhetorik des Amtsbriefes zur Durchsetzung politischer Interessen der Universität gegen die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, wie der gelehrten »Deutschen Gesellschaft« sowie gegen das »Ostpreussische Etatministerium« einzusetzen verstand.

<sup>184</sup> Es hat einzig Altman, S. 167ff. nicht nur erkannt, sondern auch eingehend an Beispielen gezeigt, daß eine die Geschichte des Briefromans und deren daraus zu ermittelnde historische Poetik keineswegs im 18. Jahrhundert endet, sondern durch das 19. ins späte 20. Jahrhundert reicht. Daß Balzac und Henry James sich dieser Gattung wieder bedienten, bedarf ebenso einer Berücksichtigung wie die Tatsache, daß die Preisträgerin des Bremer Literaturpreises 1996, Stefanie Menzinger, einen auch formal innovativen Briefroman schrieb (*Wanderungen*

reflexionen zu bedenken und kann daher nur in einer historischen Poetik der Gattung erfolgen. Das ist an dieser Stelle nicht zu leisten. Es wird sich allerdings zeigen, daß Hölderlin für die je spezifisch intendierten *Darstellungsinhalte* der unterschiedlichen Fassungen seines Romans divergierende *Formen* des Briefromantypus verwendete, daß mithin ohne die Reflexion auf die besonderen Inhalte dessen Form und daher auch dessen Gehalt nicht wirklich zu erfassen ist.

Diese Bedeutung des Inhalts zeigt sich auch bei einem im späten 18. Jahrhundert auftretenden Typus des Briefromans, der für Hölderlins *Hyperion* prägend wurde: der sogenannte »politische Briefroman«. <sup>185</sup> Schon de Laclos hatte gezeigt, daß der Brief ein politisches Instrument der vorrevolutionären absolutistischen Gesellschaft war; die Politisierung des Bürgers durch die Revolution realisiert sich auch im Briefroman der Zeit, weil die öffentlichen Ereignisse zum Gegenstand des Privaten und so der emotiven Befindlichkeiten wurden. Lafontaines *Klara du Plessis und Klairant* oder Bouterweks *Graf Donamar* sind hier nur zwei Beispiele der je unterschiedlichen Politisierung des Genres. <sup>186</sup> Zu Recht hatte schon Gerhard Schulz festgehalten, daß auch Hölderlins Roman als Reflexion auf die Erfahrungen der Französischen Revolution in der Tat »ein eminent politisches Buch« ist:

Der Wunsch nach kriegerischen Taten beseelte viele Jünglinge in diesen Tagen. Jean Pauls Albano im *Titan* zum Beispiel oder Heinrich von Ofterdingen, der diese vorübergehende Neigung von seinem Autor übernommen hatte. *Hyperion* unterscheidet sich von diesen beiden wiederum dadurch, daß er nicht lediglich Pläne schmiedet, sondern tatsächlich am Kampf teilnimmt und es überdies mit entwickelten politischen Vorstellungen tut. <sup>187</sup>

Daß dabei allerdings der Brief auch, ja vor allem zum Zeugen des Scheiterns politischer Hoffnungen wurde, weil man eben schrieb und nicht handelte, zeigte – wie schon angedeutet – Ugo Foscolo ebenso wie Hölderlins *Hyperion*.

---

im Inneren des Häftlings. Zürich 1996). – Ein literaturwissenschaftlicher Vulgärteleologismus, der an den frühromantischen Exemplaren wie Tiecks ›Lovell‹ und Brentanos ›Godwi‹ seine Kriterien gewinnt, um den Briefroman schon im frühen 19. Jahrhundert für tot zu erklären, hätte Altmans historische und systematische Analysen stärker berücksichtigen sollen.

<sup>185</sup> Zu diesem Terminus und seinem Beispiel *Klara du Plessis und Klairant* vgl. Helmut Peitsch: »Wir sind hier nicht auf dem Theater«. A.H.J. Lafontaines politischer Briefroman »*Klara du Plessis und Klairant*«. In: *Der deutsche Roman der Spätaufklärung. Fiktion und Wirklichkeit*. Hg. von Harro Zimmermann. Heidelberg 1990, S. 195–216 sowie Dirk Sangmeister: *August Lafontaine oder Die Vergänglichkeit des Erfolges*. Tübingen 1999.

<sup>186</sup> Zum Thema Roman und Revolution im späten 18. Jahrhundert vgl. u.a. Harro Zimmermann: *Roman und Revolution. Bibliographische Forschungen zur politischen Erzählliteratur der deutschen Spätaufklärung*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik XVIII* (1986), S. 126–140.

<sup>187</sup> Gerhard Schulz: *Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration*. Erster Teil: 1789–1806. München 1983, S. 404f. Vgl. auch Hans-Heino Ewers: *Die schöne Individualität. Zur Genesis des bürgerlichen Kunstideals*. Stuttgart 1978, S. 66–77, der das Thema der Revolution als das eigentliche Zentrum des Romans bezeichnet sowie Günter Mieth: *Friedrich Hölderlin. Dichter der bürgerlich-demokratischen Revolution*. Würzburg 2001, S. 54–63.

## Hölderlins Briefroman und die »Tendenzen des Zeitalters«

Mit dieser Betrachtung des ›politischen‹ Briefromans ist der notwendig skizzenhafte Überblick über die Formen des europäischen Briefromans, ihrer wichtigsten Elemente sowie ihrer Geschichte im 18. Jahrhundert schon beim *Hyperion* angeht. Daß in Hölderlins Roman die politische Atmosphäre der 1790er Jahre dominierende Französische Revolution thematisch ist, wurde von der Forschung schon ausführlich herausgearbeitet.<sup>188</sup> Die eigentümliche Weise dieser Thematisierung und deren Folgen beispielsweise für einen Begriff des Politischen bzw. der Politik bei Hölderlin führte und führt allerdings nach wie vor zu erheblichen Kontroversen. Dabei scheint mir die Frage, ob Hölderlin nun mehr der Fraktion der Jakobiner oder der der Girondisten zuneigte und diese Differenzierung in seinem Roman thematisierte,<sup>189</sup> von geringerem Interesse zu sein als diejenige, ob Hölderlin tatsächlich einen von moralphilosophischen Kategorien unabhängigen Begriff von Politik konturierte. Gegen die These vom »politischen Realismus« Hölderlins<sup>190</sup> hat beispielsweise Hans Joachim Kreutzer ins Feld geführt, daß »[d]er Gedanke der Revolution [...] bei Hölderlin nicht eigentlich politischen Ursprungs, ja nicht einmal politischer Natur« sei.<sup>191</sup> Die Versuche, Hölderlins

<sup>188</sup> Vgl. dazu schon Pierre Bertaux: Hölderlin und die Französische Revolution. Frankfurt a.M. 1969; die materialreichen Studien von Christoph Prignitz: Die Bewältigung der Französischen Revolution in Hölderlins ›Hyperion‹. In: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1975, S. 189–211; ders.: Friedrich Hölderlin. Die Entwicklung seines politischen Denkens unter dem Einfluß der Französischen Revolution. Hamburg 1976 sowie die um neue Quellen erweiterten Arbeiten von Christoph Prignitz: Hölderlins ›Empedokles‹. Die Vision einer erneuerten Gesellschaft und ihre zeitgeschichtlichen Hintergründe. Hamburg 1985; ders.: »Der Vulkan bricht los«. Das Kriegsmotiv in Hölderlins ›Hyperion‹. In: Der deutsche Roman der Spätaufklärung. Fiktion und Wirklichkeit. Hg. von Harro Zimmermann. Heidelberg 1990, S. 91–105 u. Frank Völkel: Im Zeichen der französischen Revolution. Philosophie und Poesie im Ausgang vom Tübinger Stift. In: Metaphysik der praktischen Welt. Perspektiven im Anschluß an Hegel und Heidegger. Festschrift für Otto Pöggeler. Hg. von Andreas Großmann u. Christoph Jamme. Amsterdam/Atlanta 2000, S. 96–120.

<sup>189</sup> Die von Prignitz (1976), S. 94–139 belegte Annahme, Hölderlin habe den Girondisten stärker zugeneigt als der Bergpartei, hat sich in der Hölderlin-Forschung durchgesetzt, vgl. dazu paradigmatisch Gaier (1993), S. 66, S. 298f. u.ö.; Jochen Schmidt: Deutschland und Frankreich als Gegenmodelle in Hölderlins Geschichtsdenken: Evolution statt Revolution. In: Dichter und ihre Nation. Hg. von Helmut Scheuer. Frankfurt a.M. 1993, S. 176–199, spez. S. 178f.

<sup>190</sup> Vgl. dazu beispielsweise Gaier (1993), S. 66. Insgesamt sind es vor allem die Arbeiten aus dem Umkreis der Beißner-Schule (vgl. schon Adolf Beck: Hölderlins Weg zu Deutschland. Fragmente und Thesen. Stuttgart 1982 sowie Jochen Schmidt (1993) oder Lawrence Ryan: »So kam ich unter die Deutschen.« Hyperions Weg in die Heimat. In: HJb 31 (1998/98), S. 99–122), die Hölderlin schon früh eine Revolutionskritik attestieren und diese als realistische Sicht der Dinge begreifen.

<sup>191</sup> Hans-Joachim Kreutzer: Tönende Ordnung der Welt. Über die Musik in Hölderlins Lyrik. In: ders.: Obertöne: Literatur und Musik. Neun Abhandlungen über das Zusammenspiel der Künste. Würzburg 1994, S. 67–102, spez. S. 89.

Vorstellungen politischer Handlung als den religiösen Zusammenhängen des Pietismus entstammend zu belegen, weisen in eine ähnliche Richtung.<sup>192</sup>

Nun ist für eine Beantwortung dieser Frage allerdings zu bedenken, daß das späte 18. Jahrhundert sich allererst dazu anschickte, einen eigenständigen Begriff der Politik beispielsweise in Kants Formel von der »ausübenden Rechtslehre« zu entfalten.<sup>193</sup> Selbst Georg Forsters revolutionsfreundliche Vorstellungen der politischen Staatskunst basieren auf einem naturtheoretischen Entwicklungsmodell, das von einem aufklärerischen Begriff des Politischen erheblich unterschieden bleibt.<sup>194</sup> Daß auch Hölderlin, der weniger aus anthropologisch-naturtheoretischen Konzepten schöpfte<sup>195</sup> als vielmehr in der Tradition der Kantischen Moral- und Religionsphilosophie dachte und schrieb, einen nur bedingt eigenständigen Politikbegriff entwickelte, wird die nachfolgende Betrachtung zu zeigen versuchen. Dabei ist allerdings die historische Tatsache zu berücksichtigen, daß Hölderlin, der des öfteren darauf hoffte, »die unglücklichen Saitenspiele« zu »zerbrechen«, um zu »thun, was die Künstler *träumten*«,<sup>196</sup> möglicherweise bis ins Frühjahr 1799 darauf setzte, daß die von seinen Freunden Neuffer und Ebel tatkräftig unterstützten Revolutionsvorbereitungen in Württemberg<sup>197</sup> zum Erfolg führen

<sup>192</sup> Zu diesen Versuchen vgl. Jürgen Scharfschwerdt: Die pietistisch-kleinbürgerliche Interpretation der Französischen Revolution in Hölderlins Briefen. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 15 (1971), S. 174–230; Meinhard Prill: Bürgerliche Alltagswelt und pietistisches Denken im Werk Hölderlins. Tübingen 1983; Jürgen Scharfschwerdt: Friedrich Hölderlin. Der Dichter des »deutschen Sonderweges«. Stuttgart/Berlin/Köln 1994; Scharfschwerdts bemerkenswerte Überlegungen krankten allerdings an einer allzu kurzschlüssigen Verbindung von Pietismus und Transzendentalphilosophie; zur berechtigten Kritik hieran vgl. Wolfgang Wirth: Transzendentalorthodoxie? Ein Beitrag zum Verständnis von Hölderlins Fichte-Rezeption und zur Kritik der Wissenschaftslehre des jungen Fichte anhand von Hölderlins Brief an Hegel vom 26.1.1795. In: Hölderlin. Lesarten seines Lebens, Dichtens und Denkens. Hg. von Uwe Beyer. Würzburg 1997, S. 159–233, spez. S. 191.

<sup>193</sup> Vgl. dazu Volker Gerhardt: Ausübende Rechtslehre. Kants Begriff der Politik. In: Kant in der Diskussion der Moderne. Hg. von Gerhard Schönrich u. Yasushi Kato. Frankfurt a.M. 1996, S. 464–488; zum Versuch der »Rekonstruktion eines zeitgenössischen Politikbegriffs« im frühen 18. Jahrhundert bei Wolff und Thomasius vgl. Klaus-Gert Lutterbeck: Staat und Gesellschaft bei Christian Thomasius und Christian Wolff. Eine historische Betrachtung in systematischer Absicht. Stuttgart-Bad Cannstatt 2002.

<sup>194</sup> Vgl. dazu Georg Forster: Über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit (Georg Forster: Werke in zwei Bänden. Ausgewählt und eingeleitet von Georg Steiner. Berlin/Weimar 1979, Bd. I, S. 120ff.) und dessen allerdings apologetische Interpretation bei Jörn Garber: Spätabsolutismus und bürgerliche Gesellschaft. Studien zur deutschen Staats- und Gesellschaftstheorie im Übergang zur Moderne. Frankfurt a.M. 1992, S. 292–314.

<sup>195</sup> Anders dagegen Ulrich Gaier: »... ein Empfindungssystem, der ganze Mensch«. Grundlagen von Hölderlins poetologischer Anthropologie im 18. Jahrhundert. In: Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992. Hg. von Hans-Jürgen Schings. Stuttgart/Weimar 1994, S. 724–746.

<sup>196</sup> Brief an Neuffer vom November 1794; MHA II, S. 553. Zu einer Deutung dieser Formel Hölderlins vgl. Scharfschwerdt (1971), S. 187f.

<sup>197</sup> Vgl. hierzu die exzellente, in der Hölderlin-Forschung jedoch bisher nicht wahrgenommene Arbeit von Uwe Schmidt: Südwestdeutschland im Zeichen der Französischen Revolution.

würden. Gegen die verbreitete Annahme der Forschung, Hölderlin habe sich spätestens 1794 von der Revolution abgewandt und auf eine reformierend evolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft gehofft,<sup>198</sup> weshalb der *Hyperion* in die Reihe der antirevolutionären Romane der Zeit einzureihen sei, muß festgehalten werden, daß sein Autor noch am 7. April 1798 an seine Mutter schreibt, ihr (von ihm so gefürchtetes) Anliegen, nun doch endlich die theologische »Kanzel« zu besteigen, sei unrealistisch, weil es bald mit der Möglichkeit eines derartigen »Broderwerb[s]« als Pfarrer vorbei sein dürfte.<sup>199</sup> Hölderlin rechnete zu diesem Zeitpunkt also noch fest mit einem Sieg der Revolution in Württemberg.<sup>200</sup> Warum aber sollte ein im Frühjahr 1798 den politischen Umbruch geradezu ersennender Hölderlin, der im engen Kontakt zu den revolutionären Kreisen in Württemberg stand und deren positive Einschätzung der Lage geteilt haben dürfte, im Herbst desselben Jahres einen grundsätzlich antirevolutionären Roman beenden? Dieser Frage ist im Zusammenhang der Romanfassungen nachzugehen.

Dabei ist allerdings weiterhin zu berücksichtigen, daß Hölderlin spätestens durch die Begegnung mit Fichte und Schiller ab dem Herbst 1794 in Jena Fragen der praktischen Philosophie nicht ohne die Klärung bestimmter Grundlegungstheoreme für beantwortbar hielt. Die philosophiehistorische Hölderlin-Forschung im Anschluß an die Arbeiten von Dieter Henrich hat gezeigt,<sup>201</sup> daß Hölderlin in den die 90er Jahre prägenden Fragen einer nachkantisch frühidealistischen Grundlagenphilosophie eine eigenständige Position entwickelte, die als unpublizierte, nie systematisch ausgearbeitete zwar wenig Einfluß auf die Entwicklung der öffentlichen philosophischen Debatten erhielt, die aber gleichwohl die enorme Anstrengung und die Bedeutung, die Hölderlin ihr beimaß, zu dokumentieren vermag. Hatte schon Jacobi der poetischen Form des Briefromans eine philoso-

---

Bürgeropposition in Ulm, Reutlingen und Esslingen. Stuttgart 1993, der zu zeigen vermag, daß zum Kern der revolutionären Gruppe in Stuttgart beispielsweise Hölderlins Freund Neuffer gehörte, vor allem aber, daß die Hoffnungen dieser Gruppe auf einen Ausbruch der revolutionären Erhebungen bis ins Frühjahr 1799 andauerten.

<sup>198</sup> So vor allem Beck, Gaier (1993) und Jochen Schmidt (1993).

<sup>199</sup> MHA II, S. 686.

<sup>200</sup> Vgl. auch Karl-Heinz Stierle: Sprache und Fest im revolutionären Frankreich und bei Hölderlin. In: Das Fest. Poetik und Hermeneutik XIV. Hg. von Walter Haug u. Rainer Warning München 1989, S. 481–525, spez. S. 482ff., der plausibel zu machen versteht, daß Hölderlin selbst 1801/02 in seinen »Anmerkungen zur Antigonae« von der Erfordernissen einer »republikanischen Revolution« spricht.

<sup>201</sup> Vgl. dazu zusammenfassend Dieter Henrich: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1796). Stuttgart 1991; ders.: Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794–1795). Stuttgart 1992 sowie ders.: Eine philosophische Konzeption entsteht. Hölderlins Denken in Jena. In: HJb 28 (1992/93), S. 1–28. Auf die in der Folge der seit 1965 erscheinenden grundlegenden Werke Henrichs entstandenen Arbeiten beispielsweise von Kurz, Strack, Jamme, Frank, Franz, Wirth, Waibel u.v.a. ist an entsprechendem Ort in der Arbeit einzugehen.

phische Ausrichtung verschafft,<sup>202</sup> weil »Gott und die Freiheit«<sup>203</sup> als rational nicht ermittelbare, gleichwohl notwendig anzunehmende Tatsachen nur im Gefühl Gewißheit erhielten, der Brief aber als Darstellungsmedium unmittelbar wirksamer Gefühle diesen einen angemessenen Ausdruck verleihen konnte, so versuchte auch Hölderlin seine philosophisch ermittelten Annahmen durch den Brief als sprachliche Gestaltung unmittelbar das »Gemüt« tangierender, den Lebensalltag mithin bestimmender Sachverhalte vorzuführen: »Philosophie *mußt* Du studiren, und wenn Du nicht mehr Geld hättest, als nöthig ist, um eine Lampe und Öl zu kaufen, und nicht mehr Zeit, als von Mitternacht bis zum Hahnenschrei. Das ist es, was ich in jedem Falle wiederhole, und das ist auch Deine Meinung«,<sup>204</sup> So hatte Hölderlin im Oktober 1796 an seinen Bruder geschrieben; es bleibt aber die Frage, warum?

Es wird sich im folgenden zeigen, daß Hölderlins »Enthusiasmus der Spekulation«<sup>205</sup> seine Romanproduktion nachhaltig organisieren und leiten wird, wobei Kants Philosophie neben Schillers Überlegungen, Fichtes Systemversuchen und den als Konkurrenz wahrgenommenen Konzeptionen Schellings die entscheidende Rolle einnehmen.<sup>206</sup> Die nachfolgend vor allem literaturwissenschaftlich interessierte und ausgerichtete Studie kommt an Hölderlins philosophischem Kantianismus nicht vorbei. Noch im Januar 1799, also kurz nach der Fertigstellung des zweiten Bandes des *Hyperion* und damit der Beendigung des Romanprojekts, schreibt er an seinen Bruder:

Kant ist der Moses unserer Nation, der sie aus der ägyptischen Erschlaffung in die freie einsame Wüste seiner Speculation führt, und der das energische Gesez vom heiligen Berge bringt.<sup>207</sup>

Neben vielfältigen anderen Anregungen von philosophischer, einzelwissenschaftlicher und literarischer Seite ist dieser Kantianismus Hölderlins grundlegend und ausführlich zu berücksichtigen.

Wenn Friedrich Schlegel im 216. Athenäums-Fragment feststellt: »Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die großen Tendenzen des Zeitalters«,<sup>208</sup> dann hat er die wegweisenden Erfahrungs-

<sup>202</sup> Vgl. dazu Friedrich Vollhardt: Die Romanprojekte Friedrich Heinrich Jacobis. Empfindsamkeitskritik, Sprachkonzeption und Moralreflexion in der Auseinandersetzung mit Rousseau. In: Rousseau in Deutschland. Neue Beiträge zur Erforschung seiner Rezeption. Hg. von Herbert Jaumann. Berlin/New York 1995, S. 79–100.

<sup>203</sup> Zum Folgenden vgl. Hermann Timm: Gott und die Freiheit. Studien zur Religionsphilosophie der Goethezeit. Bd. 1: Die Spinozarenaissance. Frankfurt a.M. 1974.

<sup>204</sup> MHA II, S. 629.

<sup>205</sup> So ein präziser Ausdruck Lessings in »Über eine zeitige Aufgabe«. In: ders.: Werke in acht Bänden. Hg. von Herbert G. Göpfert u.a. München 1970–79, Bd. VIII, S. 555.

<sup>206</sup> So auch Henrich (1992), S. 172ff. u. S. 198ff. sowie grundlegend Gerhard Schneider: Natur-schönheit und Kritik. Kant und Hölderlin. In: Valérie Lawitschka (Hg.): Turm-Vorträge 5, 1992–1998. Hölderlin: Philosophie und Dichtung. Tübingen 2001, S. 48–71.

<sup>207</sup> MHA II, S. 726.

<sup>208</sup> Friedrich Schlegel: Athenäums-Fragmente [1798]. In: ders.: Kritische Schriften und Frag-mente 2 [1798–1801]. Paderborn 1988, S. 124.

und Reflexionsdimensionen für das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und damit der Generation Hölderlins benannt. Alle drei thematischen Dimensionen, die politischen Ereignisse der Revolution, die kantische und nachkantische Philosophie und die Prosaform des Romans werden in und durch Hölderlins einzigen Roman verarbeitet und gestaltet.<sup>209</sup> Die Forschung hat schon seit längerem erkannt, daß diese Erfahrungs- und Reflexionsbereiche des Autors entscheidende Aspekte des Romans ausmachen. Versäumt wurde bisher weitgehend, diese Aspekte in ihrem durch den Roman realisierten Zusammenhang zu ermitteln.<sup>210</sup> Diesen systematischen Zusammenhang erhalten jene thematischen Dimensionen im *Hyperion* nämlich erst durch die spezifisch epistolare Erzählsystematik des Romans.

Ich bediene mich in der Folge daher auch des Begriffs vom *Erzählssystem*<sup>211</sup> Briefroman, weil man nicht nur, aber in besonderem Maße an Hölderlins *Hyperion* und seiner Entwicklungsgeschichte aufzeigen kann, daß die je spezifische narrative Form eines Textes nicht unabhängig von den durch sie gestalteten Inhalten erfaßt werden kann, der Gehalt solcher Prosa tatsächlich nur aus ihrer Form-Inhaltsdialektik zu ermitteln ist. Die gebräuchlichen Termini der Erzählstrategie bzw. -struktur trennen aber in ihrer den Inhalt zum »äußeren Zweck« (Strategie) oder zur »Füllung« (Struktur) der Form reduzierenden Begrifflichkeit beide Momente in unangemessener Weise. Schon der Kantianer Friedrich Hölderlin hatte dagegen in der *Kritik der reinen Vernunft* nachlesen können, daß ein System nichts anderes ist als »die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter *einer* Idee«,<sup>212</sup> so daß für eine wissenschaftliche Betrachtung auch der literarischen Prosa des Briefromans jene die Einheit von Form und Inhalt ermöglichende *eine* Idee des (Text)-Ganzen zu ermitteln ist. Diese Einheit epistolarer Prosa konstituiert sich gleichwohl durch spezifische Formelemente, die von der Forschung zum Briefroman grundlegend herausgearbeitet wurden. Dazu gehört insbesondere die Differenzierung von Autor-, Erzähler- und Inhaltsebene, die im Briefroman als präzise unterscheidbare ausgeführt sind. Den analytischen Leistungen der vor allem romanistischen und anglistischen Briefromanforschung der 1980er und 1990er Jahre folgend<sup>213</sup> wird diese Distinktion die folgende Textorganisation und Methodik leiten.

---

<sup>209</sup> Zur Anwendung des Schlegelschen Diktums auf Hölderlins Roman vgl. u.a. schon Hildegard Emmel: »Hyperion«, ein anderer »Agathon«? Hölderlins zwiespältiges Verhältnis zu Wieland. In: Christoph Martin Wieland. Nordamerikanische Forschungsbeiträge zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages 1983. Hg. von Hansjörg Schelle. Tübingen 1984, S. 413–429, spez. S. 414 sowie Thomas Klinker: Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe. Untersuchungen zur Liebesemantik bei Rousseau und in der europäischen Romantik (Hölderlin, Foscolo, Madame de Staël und Leopardi). Freiburg 2002, S. 108.

<sup>210</sup> Wichtige Ansätze dazu bei Kurz (1975).

<sup>211</sup> Vgl. zu diesem Terminus Petersen.

<sup>212</sup> Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 860; Hervorhebung von mir.

<sup>213</sup> Vgl. hierzu insbesondere die Arbeiten von Altman und Moravetz.

Die erzählssystematische Perspektivierung einer Untersuchung über Hölderlins Roman wird zum einen hinsichtlich der Entwicklung des Romanprojekts<sup>214</sup> in den Vorstufen neue Aspekte vorstellen, und sie wird zum anderen eine Frage in bezug auf die endgültige Fassung zu beantworten suchen, die zu den zentralen einer *Hyperion*-Interpretation zu zählen ist: Warum nämlich bedient sich Hölderlin nach der offenbar durch die Publikation der ersten Bücher von Goethes *Meister* veranlaßten Gestaltung des Romans als einer quasi autobiographischen Erzählung in personaler Erzählhaltung seit der *Vorletzten Fassung* und so auch in der publizierten Endfassung wiederum der Form epistolaren Erzählens?<sup>215</sup>

Viel ist über die Beweggründe dieser angeblichen Rückwendung zum Briefroman – die wohl eher als neuerlich ansetzende Entscheidung unter veränderten Prämissen zu bezeichnen ist – in der Forschung gestritten worden. Dabei hat sich als Zentrum der Debatte die Frage nach einer Entwicklung, d.h. Veränderung und Wandlung der Position des Briefschreibers im Prozeß des schreibenden Erinnerns herauskristallisiert. Die Voraussetzung dieser Auseinandersetzung bildet die von Ryan<sup>216</sup> herausgearbeitete Struktur der für den Roman konstitutiven Trennung der Erzähler-Ebene von der Ebene des erzählten Vorgangs. Daraus ergibt sich allerdings die Frage nach der genauen Systematisierung und Funktion der beiden Ebenen in sich sowie ihres spezifischen Bezugs zueinander. Daß auf der Ebene der erzählten Begebenheiten eine Entwicklung des Protagonisten das zu konstatierende Thema ist, scheint durchgehender Konsens der Forschung zu sein – wenn auch über den genauen Gehalt durchaus Uneinigkeit besteht. Welche Konzeption allerdings der Gestaltung der Erzähler-Ebene zugrunde liegt, wodurch sich ja erst spezifische Aussagen über den Bezug beider Ebenen ergeben können, darüber herrscht offensichtlich Dissens.

Hierbei stehen auf der einen Seite die Verfechter der Behauptung, eine Entwicklung des Erzählers selbst sei unter allen Umständen abzuweisen:

Vom Vergleich des Anfangs und des Endes des Romans und von dem Vergleich der Äußerungen des Erzählers zu seiner Situation bis zur Ruhe auf Salamis und ihrer Auflösung her ist keine kontinuierliche Entwicklung [...] zu verfolgen [...]. Es sind vielmehr bestimmte gleichbleibende Grundhaltungen der Welterfassung Ausgangspunkte, die je nach dem Gegenstand der Darstellung verschieden hervortreten und innerhalb derer sich das Niveau der Welterfassung verschiebt.<sup>217</sup>

<sup>214</sup> Zu den Besonderheiten einer »genetischen Analyse« vgl. Kurt Flasch: Nikolaus von Kues. Geschichte einer Entwicklung. Frankfurt a.M. 1998, S. 12ff.

<sup>215</sup> Zu Recht hat Friedrich Strack (Von Goethe und Schiller verkannt und gegängelt? Hölderlins Auseinandersetzung mit der Weimarer Klassik. In: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 2001, S. 122–150) die kontroverse Konstellation der Erzählformen wie folgt festgeschrieben: »Nach ›Wilhelm Meisters Lehrjahren‹ war ein empfindsamer Briefroman, wie er ihn in seiner Jugend selbst vorgelegt hatte, für Goethe kein Thema mehr.« (Ebd., S. 138.)

<sup>216</sup> Ryan (1965).

<sup>217</sup> Friedbert Aspetsberger: Welteinheit und epische Gestaltung. Studien zur Ich-Form von Hölderlins Roman »Hyperion«. München 1971, S. 342. Übertroffen wird diese Position

Dieser Auffassung wird allerdings die neuerliche Verwendung der Form des Briefromans nach dem Versuch des sogenannten ›Kapitelromans‹ zum unlösbaren Problem.<sup>218</sup> Denn einer in sich abgeschlossenen Position des Erzählers, die sich in der Darstellung seines Lebens allenfalls ausdifferenzierte,<sup>219</sup> hätte die Form von *Hyperions Jugend* eindeutiger entsprochen als der Briefroman. Die Entscheidung für den letzteren wird von den Vertretern dieser Ansicht sodann in das Bemühen des Autors um einen expliziten Appellcharakter seiner Dichtung verlegt, der sich in der Gestaltung des Briefpartners Bellarmin als Repräsentant der »schönen« deutschen Leserschaft ausdrücke, um damit den Öffentlichkeitsanspruch der eigenen Dichtung zu unterstreichen.<sup>220</sup>

Dem gegenüber steht die These, daß die entscheidende Thematik, die Hölderlin in der Vorrede der endgültigen Fassung als »Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter« (I, 3) angibt, erst auf der Ebene des Erzählers ausgestaltet werde:

Die Frage der Legitimierung des epischen Erzählers wird hier auf wohl einmalige Weise gelöst. Denn es steht nicht unvermittelt jemand da, der erzählt, sondern die ganze Situation und Haltung des Erzählers wohnt schon dem erzählten Geschehen inne, so daß das ganze Werk einen einzigen Nachweis der Legitimität des Erzählers bildet. Wenn also die Tätigkeit des Erzählens selber in den Mittelpunkt rückt und den eigentlichen Schwerpunkt der Romanstruktur in sich trägt, so geschieht das in einem [...] Sinne, [...] der das Erzählen und das Erzählte [zu] Stufen eines einzigen kontinuierlichen Entwicklungsprozesses macht.<sup>221</sup>

---

Aspetsbergers nur noch von Ingeborg Brose: *Natur und Geschichte. Studien zur Geschichtsauffassung in Hölderlins »Hyperion« und »Empedokles«*. Diss. Erlangen 1968, die S. 78f. gar für die Ebene des erzählten Lebens eine »innere Entwicklung« bestreitet: »Hyperion ›lernt‹ nicht aus seinen Erfahrungen, die einzelnen Etappen seines Weges sind daher keine auseinander hervorgehenden Phasen seiner inneren Entwicklung.«

<sup>218</sup> Friedrich Strack (Auf der Suche nach dem verlorenen Erzähler. Zu Aufbau, Programm und Stellenwert von Hölderlins Romanfragment ›Hyperions Jugend‹. In: *Euphorion* 69 (1975), S. 267–293, spez. S. 274) hat diesen Zusammenhang denn auch auf den Begriff gebracht: »Eben deshalb braucht die Jetzt-Zeit – im Gegensatz zum Fragment und zur Endfassung – in denen sich der Erzähler selbst noch entwickelt – hier [gemeint ist ›Hyperions Jugend‹] nicht mehr thematisiert zu werden.« An dieser vollkommen zutreffenden These wird sich einzig Stracks Anwendung der Entwicklungsthese auf das ›Fragment von Hyperion‹ als irrig erweisen.

<sup>219</sup> Aspetsberger (1971), S. 347.

<sup>220</sup> Ebd., S. 348ff.; insbesondere auch Ulrich Gaier: *Hölderlins ›Hyperion‹: Compendium, Roman, Rede*. In: *HJb* 21 (1978/79), S. 88–143; wiederholt in Gaier (1993), S. 193ff. Die unübersehbare Schwäche dieser Position liegt neben dem Erklärungsdefizit für die Rückwendung zum Briefroman darin, daß sie ein allgemeines, jeder Dichtung anhaftendes Moment (zumal dieser Zeit des späten 18. Jahrhunderts), das Bedürfnis nach Eingreifen in die politische Situation, zum Kriterium für die besondere Form des Werkes heranzieht. Damit kann Hölderlins Entscheidung für den Briefroman, zumal vor dem Hintergrund des versuchten Kapitelromans, jedoch nicht erklärt werden. Auch mit seinen Gedichten sowie mit seiner philosophischen Essayistik (zu erinnern wäre hier nur an sein Zeitschriften-Projekt ›Iduna‹) hoffte der Autor, der Zeit entscheidende Impulse zu geben. Zur weiteren Auseinandersetzung mit dieser These vgl. meine Überlegungen weiter unten, S. 47.

<sup>221</sup> Ryan (1965), S. 226.

Es stellt sich somit für die folgende Untersuchung die Aufgabe, die durch den Forschungsdisput zu Recht aufgeworfene Frage zu beantworten, ob durch den Briefroman die »reflektierte Vergangenheit [...] als Bewegungsgrund der Gegenwart unmittelbar wirksam werden«<sup>222</sup> kann und daher eine Auffassungsänderung des schreibenden Eremiten thematisiert oder aber ob die Reflexion auf die eigene Vergangenheit nur zu einer »geistigen Anreicherung im Laufe des Romans«<sup>223</sup> führt, mithin zur Entfaltung einer von Anfang an gegebenen, unveränderten Position.

Daß dies mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, zeigt schon die Tatsache, daß noch die Vertreter der These einer Entwicklung des Erzählers nicht einig darüber sind, worin denn dieser Veränderungsprozeß genau bestehe. Die Erklärungen reichen von der Behauptung eines rein psychischen Vorganges:

Hyperions Wille zur Ruhe ist das entscheidende Bewegungsmoment des Romans,<sup>224</sup>

die sich im Prozeß des Schreibens durch die »therapeutische Funktion des Erzählens«<sup>225</sup> realisiere, über eine erkenntnistheoretisch-poetologische These von der sich im Wiederholen der Lebensgeschichte eröffnenden Erkenntnis in die Notwendigkeit des Leids und Übels in der Welt – der Theodizee-Problematik – als Voraussetzung einer möglichen Dichterexistenz, die die Richtung von Hyperions Entwicklung als Erzähler unverkennbar vorgebe:

Vorbereitung der Befähigung zum Dichten wäre eben die Gewinnung jener Sicht auf die Ganzheit des Lebens, die den Tod als Teil eines ›wandelnden Triumphzugs‹, die Trennung als Sich-fühlbar-Werden des Ganzen ansieht.<sup>226</sup>

Der Reflexionsvorgang läßt in Hyperion den Dichter reifen.<sup>227</sup>

Das Interpretationsspektrum reicht aber auch bis zu der Annahme, die den *Hyperion* wieder stärker an Goethes *Werther* anzunähern versucht, weil die Dichterexistenz mit dem Schreiben der Briefe bereits abgegolten sei und auf das Schlußwort »So dacht' ich. Nächstens mehr« nur Hyperions Tod folgen könne.<sup>228</sup>

<sup>222</sup> Strack (1975), S. 286.

<sup>223</sup> Aspetsberger (1971), S. 337.

<sup>224</sup> Strack (1975), S. 286; ebenso Mark W. Roche: *Dynamic Stillness. Philosophical Conceptions of ›Ruhe‹ in Schiller, Hölderlin, Büchner and Heine*. Tübingen 1987, S. 63–120 sowie Wegenast (1990), S. 216: »So erweist sich die Ruhe des Erzählers als Kern des im ›Hyperion‹ entwickelten Spinozismus«; vgl. auch Erhart (1992/93), S. 184.

<sup>225</sup> Haberer, S. 274; Gaier (1993), S. 203ff.; Jochen Schmidt: *Hölderlins dichterische Rezeption der stoischen Ethik und Naturphilosophie*. In: *Friedrich Hölderlin. Text und Kritik. Sonderband VII/96*. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1997, S. 33–50, spez. S. 49.

<sup>226</sup> Ryan (1970), S. 197.

<sup>227</sup> Dieter Kimpel: *Friedrich Hölderlin: Hyperion (1797/99)*. In: *Romane und Erzählungen der deutschen Romantik. Neue Interpretationen*. Hg. von Paul Michael Lützeler. Stuttgart 1981, S. 75–97, hier S. 94. Zur umfassenden Präsentation aller Studien, die diese These vom werdenden Dichter Hyperion vertreten, siehe Haberer, S. 283, Anm. 327.

<sup>228</sup> Jürgen Link: »Hyperion« als Nationalepos in Prosa. In: *HJb* 16 (1969/70), S. 158–194, spez. S. 186.

Nun sind die Themen der Ruhe, der Erkenntnis des Leids, der Dichtung, aber auch des Todes durchaus zentrale Themenbereiche des Romans, doch eben nicht erst auf der Ebene des erzählenden Eremiten, sondern schon auf der des erzählten, erlebenden Protagonisten. Die im Anschluß an Ryans Arbeiten immer wieder eingeklagte präzise Trennung der beiden Erzählebenen verwischt sich so bei vielen Interpreten bis zur Unkenntlichkeit.<sup>229</sup> Der Grund für diese häufig zu konstatierende Unschärfe – die auch zu der dargestellten Vielfalt der Interpretationsergebnisse führt – liegt allerdings in der Komplexität der Sache selbst.<sup>230</sup> Denn das von Hölderlin in seinem Roman entfaltete Modell epistolarer Erinnerung gestaltet sich zwar einerseits in der klaren Unterscheidung der Zeit des erinnerten Geschehens von der des Erinnerns. Es gibt deutlich fixierbare Passagen, in denen der Erzähler explizit seine Situation als Eremit darstellt und reflektiert, sowie solche, in denen er sich als Erzähler gänzlich zurücknimmt.<sup>231</sup> Die Trennung der Ebenen ist somit in einer analytischen Darstellung stets nachzuvollziehen.<sup>232</sup>

Andererseits ist für die Analyse der Ebene des erinnernden Eremiten zu berücksichtigen, daß sich seine Auffassungen in einem produktiven Akt der *briefeschreibenden Erinnerung* konstituieren, die daher in sich schon eine Vermittlung beider Ebenen enthält. Dies realisiert sich nicht nur in Form der expliziten Bewertung bestimmter Episoden seines vergangenen Lebens, sondern auch in der sprachlichen Form ihrer Präsentation, die ebenfalls ein bestimmtes Verhältnis zur eigenen Vergangenheit herstellt. Im folgenden soll daher hinsichtlich der publizierten Endfassung des Romans versucht werden, durch eine deutliche Trennung des erinnerten Lebens vom erinnernden Eremitendasein deren Vermittlung im Prozeß der Erinnerung darzustellen, um damit die Frage einer Entwicklung des Eremiten

---

<sup>229</sup> Das unterläuft besonders Ryan selbst, der seine Erkenntnis der notwendigen Trennung beider Ebenen durch eine ununterlassene Vermengung unterminiert (vgl. insbesondere Ryan (1965), S. 104–155). Doch auch Aspetsberger, der mit seiner These von der Beständigkeit der Auffassungen des erzählenden Eremiten die Differenz beider Ebenen herauszustellen versucht und damit eine vehemente Kritik an Ryans »Vermischung« (Aspetsberger (1971), S. 37) verbindet, verstößt mehrfach gegen seine eigene Kritik (vgl. insbesondere ebd., S. 93ff.).

<sup>230</sup> Wie schwierig in der Tat die Aufgabe ist, die beiden Erzählebenen im Text auseinanderzuhalten, beweist folgendes Beispiel: Es hat des Aufsatzes von Peter Howard Gaskill (»Ich seh', ich sehe, wie das enden muß...«: Observations on a misunderstood passage in Hölderlins »Hyperion«). In: *The Modern Language Review* 75 (1981), S. 612–618) bedurft, um zu ermitteln, daß entgegen dem bis dato erreichten Forschungsstand ein bestimmter Absatz im 29. Brief des 1. Bandes gerade nicht einen Kommentar zum erzählten Leben darstellt, sondern: »It is, and can only be, his own [the narration Hyperion] immediate future to which he here refers.« (Ebd., S. 617.)

<sup>231</sup> So beispielsweise in der fast kommentarlos präsentierten Athenerrede oder durch das Mittel eingeschobener Briefe aus der erlebten Zeit.

<sup>232</sup> Bisher hat nur Sabine Doering (Aber was ist diß? Formen und Funktionen der Frage in Hölderlins dichterischem Werk. Göttingen 1992, S. 177ff.) diese Trennung nicht nur als einzuhaltende postuliert, sondern in bezug auf ihre Thematik auch präzise einzuhalten und methodisch umzusetzen vermocht.

beantworten zu können, die sich sowohl durch Überzeugungsmodifikationen als auch durch eine Veränderung der Darstellungsweise auszeichnen müßte.

### Exkurs: Zur Editionsproblematik

Es scheint mir – bevor nun endlich zur Sache selbst, der Interpretation des *Hyperion* und seiner Vorstufen überzugehen ist – geboten, kurz meine Entscheidung für das Zugrundelegen einer bestimmten Edition der Romantexte zu begründen. Ohne in den ideologisch aufgeheizten Streit zwischen den Vertretern der *Stuttgarter* und der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* eingreifen zu wollen,<sup>233</sup> läßt sich doch mit guten Argumenten darlegen, warum eine Studie, die sich – wie die vorliegende – um eine detaillierte Betrachtung der Vorfassungen des *Hyperion* bemüht, die Textpräsentation jener von Michael Knaupp und Michael Franz besorgten *Münchener Hölderlin-Ausgabe* (1992/94) notwendig zugrunde legen muß: Nur in dieser Ausgabe werden nämlich *alle* dem Romanprojekt zuzuordnenden Texte in der ihnen zukommenden Reihenfolge vorgelegt, und zwar ohne jene »behtsamere Angleichung« der Orthographie, die beispielsweise die *Kleine Stuttgarter Ausgabe* oder aber die Ausgabe des *Deutschen Klassiker-Verlages* (1992/94)<sup>234</sup> vornehmen. Insbesondere die letztere, von Jochen Schmidt besorgte Neuedition in der Tradition des Beißner-Schule, die hinsichtlich ihrer kommentierenden Anmerkungen sowie bezüglich der Rekonstitution der Texte des *Empedokles-Dramas*<sup>235</sup> wertvolle Information und Innovationen lieferte, fällt hinsichtlich der Textpräsentation des *Hyperion* hinter schon erreichte Standards zurück. So wird nicht nur ein seit 1966 als Teil der ersten Tübinger Fassung des *Hyperion* nachgewiesener Text aus dem Romanprojekt ausgegliedert,<sup>236</sup> die Texte der sogenannten *Vorstufen der endgültigen Fassung* werden – mit einer Ausnahme<sup>237</sup> – gar nicht abgedruckt.

<sup>233</sup> Zur Geschichte dieser Auseinandersetzung vgl. Wackwitz (1997), S. 5ff.; zur zeitweiligen Verschärfung der zwischenzeitlich beruhigteren, ideologischen Momente dieses Streits vgl. Jochen Schmidt: »Eigenhändig aber verblutete er.« Zur Problematik moderner Übersetzungsgeditionen am Beispiel der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 39 (1995), S. 230–249 und Dietrich E. Sattler: *Hydra. Rezension einer Rezension im 39. Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. In: *Text. Kritische Beiträge*, Heft 3, Frankfurt 1996.

<sup>234</sup> Kritisch dazu Bernhard Böschstein, Ulrich Gaier u. Gerhard Kurz: Rezension der Hölderlin-Ausgaben von Jochen Schmidt und Michael Knaupp. In: *HJb* 29 (1994/95), S. 299–319, hier S. 299.

<sup>235</sup> Vgl. hierzu die in der DKA (II, S. 1091–1204) verantwortliche Editorin Katharina Grätz: Der »Empedokles«-Text der Großen Stuttgarter Ausgabe und der Frankfurter Ausgabe. Editions-kritik und Folgerungen für die Neu-Edition im Deutschen Klassiker Verlag. In: *HJb* 28 (1992/93), S. 264–299 sowie dies.: Der Weg zum Lesetext. Editions-kritik und Neuedition von Friedrich Hölderlins »Der Tod des Empedokles«. Tübingen 1995.

<sup>236</sup> DKA II, S. 504f. u. S. 1236f. sowie meine Kritik hieran auf S. 51.

<sup>237</sup> Von den in der MHA immerhin 36 Seiten umfassenden Entwürfen der endgültigen Fassung (MHA I, S. 572–608) präsentiert die DKA einzig das sogenannte »Salamis-Fragment«,